

DREI BÜCHER DES MONATS

CLAUS LINCKE

Buchhandlung · Königsallee 96

Heinz Gräf: **Düsseldorf, Stadt am Strom.** DM 9,80 – Ein neuer großformatiger Bildband mit 48 prächtigen Aufnahmen, in deutscher, englischer und französischer Sprache.

Peter Bamm: **Welten des Glaubens.** Aus den Frühzeiten des Christentums. 368 S. mit 365 Abb., davon 18 in Farben. Leinen DM 24,50 – Von Heiligen, Märtyrern und ihrer Welt.

Werner Zimmermann: **Warum die Welt Frieden braucht.** 324 S., Leinen DM 25,00 – Interessante Aufbauprojekte in fünf Kontinenten.

Düsseldorfer Heimatspiegel

Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“

Geburtstage im November 1959

3. November	Buch- u. Kunsthändler Kurt Hackmann	55 Jahre
4. November	Beigeordneter Professor Tamms	55 Jahre
5. November	Oberlandesgerichtsrat a.D. Carl Zacharias in Milspe i. Westf.	81 Jahre
8. November	Bankdirektor Emil Dienz	65 Jahre
11. November	Stadtamtmann Wilhelm Briel	82 Jahre
13. November	Regierungsamtmann Werner Müller	50 Jahre
16. November	Fabrikant Paul Hansen – Urdenbach	50 Jahre
17. November	Gebrauchsgraphiker Alois Frankenhauser	50 Jahre
18. November	Kaufmann Willy Pieper	55 Jahre
20. November	Syndikus der Kreishandwerkerschaft Dr. Jakob Joseph Spies	60 Jahre
21. November	Treuhänder Peter Luhmann	60 Jahre
26. November	Gastronom Aloys Mainz	81 Jahre

Allen unseren Geburtstagskindern unsere herzlichsten Glückwünsche!



DÜSSELDORF · IMMERMANNSTR. 36 · RUF 80122

Royermann

DIE LEISTUNGSFÄHIGE
KOHLENHANDLUNG

Verkaufsbüro für
BP-HEIZOELE

Heinrich Keusen

Sanitäre Installationen

Gas-Heizungsanlagen

Seit
1901

DÜSSELDORF · HOHE STRASSE 44 · RUF 12896



Touropa-Reisen sind immer beglückende Urlaubstage

Bequem reisen im Liegewagen, sorgsamste Betreuung am Zielort
Wir bieten eine beispiellose Auswahl an Reisezielen, auch für Einzel-Pauschalreisen
Prospekte, Beratung und Anmeldung

Königsallee 6 (am Corneliusplatz) · Fernruf 80771

Düsseldorfer Heimatfreunde kaufen nur bei den anzeigenden Firmen!

Bommer Kaffee



Immer ein Genuß!

Die Chronik der „Jonges“

Berichte der Versammlungen

22. September

Das war wieder einer der großen Heimatabende, als Ratsherr Dr. Fuhrmann an Hand noch nie gesehener Lichtbilder und alter Pläne ausführlich über die Entwicklung unserer Stadt von der kleinen Residenz zur Großstadt sprach. Dieser Vortrag im fast restlos besetzten Schössersaal gab sehr viel zu denken, vor allem, als man die entschwundenen Bauwerke inmitten einer ausgewogenen Stadtlandschaft nochmals im Dia wieder sah.

29. September

Vorweg lief die interessante Presseschau und die Debatte um den gefährdeten Lohausener Flughafen. Danach hatte Franz Müller das Wort, der in seiner feinen Art über den letzten Bohémien, Hermann Waldemar Otto, geheißenen und Signor Salterino genannt, plauderte. Willi Scheffer fügte noch gemeinsame Erlebnisse mit dem „Grünen Waldemar“ im Bums an der Ratinger Straße hinzu.

6. Oktober

Neuaufnahmen voller Tradition eröffneten die inhaltreichen Stunden. Anschließend stellt sich der Kunstbildhauer Hans Gerwing vor, dessen im Vereinsheim aufgebaute Plastiken vom hohen Können des Künstlers zeugten. Zuvor berichtete er ausführlich über seinen Werdegang.

13. Oktober

Ratsherr Karl Schracke behandelte ausführlich das uns alle angehende Thema „Düsseldorf und seine kulturelle Sendung“. Sehr viel Positives, legte er dar, sei seit 1945 wieder geschaffen worden. Mehr noch bleibe bei sparsam zur Verfügung gestellten Mitteln zu tun übrig, wenn es darum geht, das geistige Niveau der Massen gerade in unserer traditionsreichen Stadt zu heben. Abschließend bedauerte der Baas das Fehlen eines kräftigen Mäzenatentums, so wie es um die Jahrhundertwende hier bestanden habe.

**Photofragen beantwortet
Photowünsche erfüllt
sachkundig und sorgfältig**

65 Jahre im Familienbesitz



Schadowstr. 39 • Telefon 2 01 44

BANK DER



MITTELSTÄNDISCHEN WIRTSCHAFT
WIRTSCHAFTSBANK
EGMBH.

D Ü S S E L D O R F **B R E I T E S T R A S S E 7**

Depositenkasse: Grafenberger Allee 149

Düsseldorfer Heimatfreunde kaufen nur bei den anzeigenden Firmen!

Oberstadtdirektor Dr. Hensel feierte 60. Geburtstag

Oberstadtdirektor Dr. jur. und Dr. med. h. c. Walter Hensel beging am 8. Oktober den 60. Geburtstag. Die „Düsseldorfer Jonges“ zählen den Mann, unter dessen Leitung der Wiederaufbau Düsseldorfs erfolgte, zu ihrem Ehrenmitglied. Sie verliehen ihm die goldene Ehrennadel.

Dr. Hensel ist Mannheimer, aber seit über 30 Jahren am Niederrhein zu Hause. Düsseldorf holte den Justitiar

und Beigeordneten des Landkreises Düsseldorf-Mettmann 1929 als Stadtsyndikus in seine Mauern.

Seiner ganzen freiheitlichen Einstellung nach konnte er kein Freund des Nationalsozialismus sein. 1937 kam er in Haft, wurde zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt und im Anschluß daran aus den Diensten der Stadt entlassen. In der Privatindustrie fand er ein neues Tätigkeitsfeld. 1945 rief man ihn in das Rathaus zurück, schon 1946 wurde er Stadt- und nach kurzer Zeit Oberstadtdirektor. Alles, was seitdem zum Werden eines neuen Düsseldorf geschah, wurde unter seiner Oberleitung vollbracht. Aber Dr. Hensel beschränkte sein Wirken nicht auf die Landeshauptstadt. Zahlreiche Gremien sicherten sich die Mitarbeit des bekannten Verwaltungsfachmannes. Das wichtigste seiner Ehrenämter ist das des Vizepräsidenten des Deutschen Städtetages.

Große Auswahl in
Kleinmöbeln sowie
Schwedenküchen
Anbauküchen
Dielenmöbeln und
Schuhschränken
 für alle Ansprüche



BLUMENHAUS *Henny Strahl*

Kränze - Blumen - Dekorationen

Hafenstr. 1 und Mühlenstr. 13 · Fernruf 1 32 50

SCHNEIDER & SCHRAML
INNENAUSSTATTUNG

DÜSSELDORF

KÖNIGSALLEE 36

Seit 65 Jahren ein Begriff für geschmackvolle
TEPPICHE - DEKORATIONEN - POLSTERMÖBEL

Düsseldorfer Heimatfreunde kaufen nur bei den anzeigenden Firmen!



OPTIKER SCHUMANN

ALLEESTRASSE 43 (gegenüber dem Breidenbacher Hof) · RUF 21144

OPTIK · PHOTO · HÖRGERÄTE

WIR BELIEFERN MITGLIEDER ALLER KRANKENKASSEN

Walter Strupeck, der jugendliche Sechziger

Tatsächlich, es stimmt! 60 Jahre alt ist Brauereidirektor Walter Strupeck am 10. Oktober geworden. Wer den gesunden, frischen Mann vor sich sieht, hält es nicht für möglich. 30 Jahre, also sein halbes Leben, hat er dem Dienst an der Schwabenbräu A.G. gewidmet. Ihm obliegt die besondere Betreuung der Kundschaft, deren volles Vertrauen er sich im Laufe seiner Tätigkeiten hat.

Als gebürtiger Düsseldorfer gehört er selbstverständlich seit über 25 Jahren zu den „Düsseldorfer Jonges“. Um die Schützen machte er sich als Ehrenmitglied und Protektor verdient, bei den Sängern als Protektor des Hochdahler Männergesangsvereins. Schon in jungen Jahren war er ein begeisterter Anhänger des Fußballsportes und der „Fortuna“. Deren Spiele zu sehen, ist ihm eine besondere Freude geblieben. Aber auch im Beirat des

Weltweite Beziehungen

verbinden das Haus KLISCHAN mit Herstellern und Fabrikanten in aller Herren Länder. Daher finden Sie bei KLISCHAN stets besonders interessante und günstige Angebote. Lassen Sie sich doch z. B. einmal unverbindlich unsere Neueingänge aus dem fernen Osten zeigen. Auswahl und Preis werden Sie interessieren.

Beim nächsten Einkauf in der Stadt erst mal sehn was Klischan hat!

Düsseldorfer Heimatfreunde kaufen nur bei den anzeigenden Firmen!












ERSTKLASSIGE DEUTSCHE • U. SCHWEIZER MARKEN • UHREN
 Besteingerichtete Reparatur - Werkstatt für feine Uhren

Vereins schätzt man seine Mitarbeit und ehrt ihn als großen Förderer des Fußballsportes.

Von den Strapazen des täglichen Lebens findet er Erholung in seiner Jagd im Westerwald. Dort stärkt er seine Gesundheit und holt sich das jugendliche Aussehen, um das ihn alle Altersgenossen beneiden können.

Zu der großen Gratulationscour war, wie selbstverständlich, auch eine Abordnung der „Jonges“ erschienen. Präsident Dr. Kauhausen führte aus: „Es ist mir eine

Freude, dem Heimatfreund Walter Strupeck am heutigen Tage zu seinem 60. Geburtstag zu gratulieren, der die Tradition der Freundschaft zwischen dem Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ und der Schwabenbräu A.G. in einem guten Geist fortsetzt.“ Herzlich begrüßte er auch Direktor Kniepkamp, der sich unter den Festteilnehmern befand. Der Heimatverein habe den Wunsch, daß das alte, herzliche Verhältnis zwischen den Repräsentanten der Schwabenbräu und den „Düsseldorfer Jonges“ noch viele Jahre bestehen bleiben möge.

.... ja, tatsächlich :

MÜHLENSIEPEN

Figarren



... besser als gut!

RHEIN. LÖWE

25 30 40 50 60

HOHE KUNST

30 40 60 80 1-

Harmonisch abgestimmte Mischung aus edelsten Überseetabaken

Düsseldorfer Heimatfreunde kaufen nur bei den anzeigenden Firmen!

W. Nebgen GmbH

Mineralwasser-Fabrik mit Trinkhallenbetrieb

Düsseldorf · Hoffeldstraße 88 · Ruf 682145

Hubert Ritzenhofen wurde 80 Jahre

Am 3. Oktober vollendete der Maler Hubert Ritzenhofen das 80. Lebensjahr. Für die Düsseldorfer ist er der Maler ihrer Altstadt, der „großen Kerk“, der Martinszüge, des „Weißen Sonntag“ und der Prozessionen, ein Maler des Niederrheins in seiner Weite und verträumten Schönheit, ein Düsseldorfer mit Herz und Gemüt.

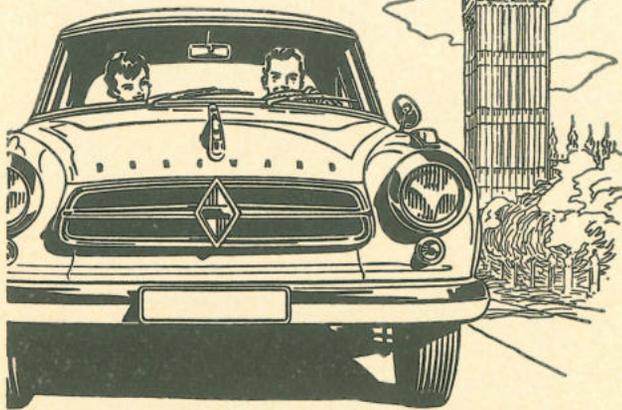
Wer hat wie er die Stimmung von St. Lambertus eingefangen, das bunte Gefunkel der sich in den Fenstern brechenden Sonnenstrahlen, das geheimnisvolle Leuchten der Altarkerzen, ihre Reflexe auf den Bildwerken des Sakramentshäuschens, die weißen Gewänder der „Engelchen“! Und das Lichtergewimmel der Martinszüge am schwarzen Novemberabend!

Man könne nichts gestalten, was man innerlich ablehne, meint er. Und so hat neben seinem scharfen Auge und seiner Technik die Liebe zum alten Düsseldorf, zum Niederrhein, aber auch zur benachbarten holländischen Landschaft sein Wirken bestimmt.

Sie bestimmen auch heute noch das unermüdliche Schaffen des Achtzigjährigen, der in diesen Tagen die erste Lithographie seines Lebens vollendete: eine Partie am Pappelwäldchen. Geistig und körperlich gleich rüstig, betreut von seiner liebenswürdigen Gefährtin, führt er in seinem Heim Sternstraße 12 das stille, fleißige Leben, das von Anfang an für den Künstler charakteristisch war.

Überall im Mittelpunkt
des Interesses

Isabella



Traditioneller Nebel und feuchte Straßen in London. Dennoch: Unbedingte Fahrsicherheit! Der elastische Motor und die großflächigen Olddruckbremsen helfen jede kritische Situation zu meistern: Der Wagen hält eisern seine Spur.

Isabella ab DM 6980,- a. W. · Isabella TS ab DM 8080,- a. W.

Haupt Händler Carl Weber & Söhne

Himmelgeister Straße 45 · Telefon Sa.-Nr. 33 01 01

Ihre Linie!

Lisa Göbel

Korsetts, Wäsche, Morgenröcke
Königsallee 35 · Seit 1911

• DIE WÄSCHE WIRD ABGEHOLT U. ZUGESTELLT •

• ANNAHMESTELLEN IN ALLEN STADTTTEILEN



Stricken Sie
Ihre Strümpfe selbst?
Waschen Sie Ihre Wäsche selbst?

Nein!

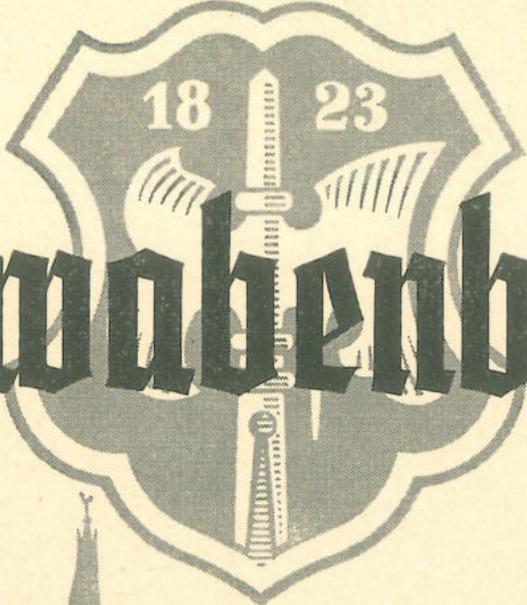
Ihre Wäsche wäscht die

Großwäscherei **Klein**

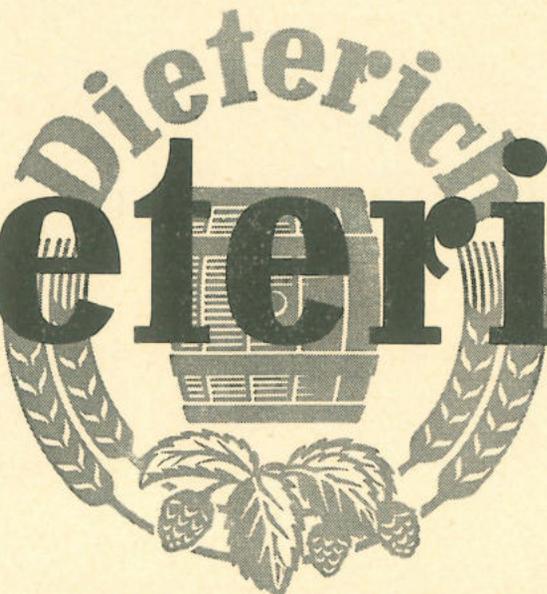
• TELEFON - SAMMEL - NUMMER 73737 •

Düsseldorfer Heimatfreunde kaufen nur bei den anzeigenden Firmen!

Trinkt das Bier Eurer Heimat



Schwabenbräu



Dieterich

Düsseldorf ist stolz auf sein Bier!

Düsseldorfer Heimatfreunde kaufen nur bei den anzeigenden Firmen!

Gardinen · Dekorations-Stoffe · Teppiche · Läufer

Willi Krüll

Rosenstraße 51 (an der Duisburger Straße) Telefon 446563

Mein eigenes Zahlungssystem erleichtert Ihnen den Einkauf

Peter Bové 70 Jahre

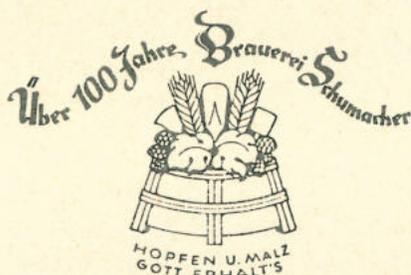
Pitter Bové feierte am 15. Oktober den 70. Geburtstag. Viele Düsseldorfer kennen den Jubilar, auch wohl die meisten unserer Mitglieder. Als „Düsseldorfer Jong“ freilich werden ihn nur wenige kennen. Der Chronist kann sich wenigstens nicht entsinnen, ihn je auf einer unserer Versammlungen gesehen zu haben, wenn er auch im Mitgliederverzeichnis steht. Aber das kann man auch gar nicht von ihm verlangen. Wo soll er bei seinen vielen Ehrenämtern die Zeit dazu hernehmen? Er ist unserem Bruderverein „Alde Düsseldorfer“ ein gewandter und

witziger Baas, er ist als zweiter Kassierer der Sebastianer von „Stadtmitte“ verantwortlich für die Sterbe- und Unterstützungskasse, dazu Präsident der König-Friedrich-Kompagnie. Er ist einer unserer bekanntesten Karnevalisten, Verfasser erfolgreicher Lieder; als langjähriger Präsident des „Allgemeinen Vereins der Karnevalsfreunde“ hat er sich besonders um die Wiedererweckung des Karnevals nach dem zweiten Weltkrieg größte Verdienste erworben. Der so lange von ihm geleitete Verein (Lesen Sie bitte weiter auf Seite XII)



Im Herzen der Stadt, dort, wo täglich tausende Menschen einkaufen, nämlich auf dem KARLPLATZ, ist Düsseldorfs „8-geschossiges Möbel-Haus“. Ihre Freunde sagen auch Ihnen, daß Sie stets die besten Modelle bei uns finden. Unser Entgegenkommen hinsichtlich Preis — Zahlung — Lieferung — Garantie — Kundendienst — Beratung ist allgemein bekannt.

MÖBEL-FEHLING - Karlplatz 22
40 JAHRE MÖBELFACHGESCHÄFT



Schumacherbräu

ein erquickendes Bier,
reicht dem Gast zur Gesundheit,
dem Brauer zur Zier.

Donnerstag, den 19. November 1959 „Lafzenbier“

Düsseldorfer Heimatfreunde kaufen nur bei den anzeigenden Firmen!



DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTER »DAS TOR«

HERAUSGEBER: »DÜSSELDORFER JONGES«

BEGRÜNDER: DR. PAUL KAUSAUSEN · SCHRIFTFLEITUNG: DR. HANS STÖCKER

XXV. JAHRGANG

NOVEMBER 1959

HEFT 11



Gipsbüste des jungen Schiller, 1794 von Heinrich Dannecker geschaffen, im Goethe-Museum Düsseldorf

Heinz Stolz

Schiller in Düsseldorf

Zweimal in seinem Leben ist Schiller mit Düsseldorf in Berührung gekommen. Beide Begegnungen vollziehen sich nur im geistigen Raum, in der Zwiesprache mit den Genien, denen die Stadt ihren Ruf als Vorort der schönen Künste verdankt, ihrem großen Mäzen Jan Wellem, und ihrem edlen Weisen und Weltmann Friedrich Heinrich Jacobi. Fünfundzwanzigjährig, als Theaterdichter zu Mannheim, sieht Schiller, wenn auch nur zu geringem Teile und in bescheidenem Abglanz, das Vermächtnis Jan Wellems. Es sind die Abgüsse griechischer und römischer Bildhauerkunst, die nach Jan Wellems Tod aus seinem Schloß in Düsseldorf nach Mannheim gebracht und dort im Antikensaal aufgestellt sind. Der Streifzug durch die kleine Schatzkammer wird für Schiller zu einer „unaussprechlich angenehmen Überraschung“. Empfangen vom allmächtigen Wehen des hellenischen Genius, wandelnd unter Helden und Grazien, fühlt er sich mitten im schönen, lachenden Griechenland. Das Hochgefühl des seligen Tages, den der Besuch ihm schenkt, drängt ihn zur Mitteilung. In der „Rheinischen Thalia“ gibt er unter dem Pseudonym eines „reisenden Dänen“ seine Eindrücke wieder. Sie gipfeln im Lobpreis des „klugen und patriotischen Kurfürsten“, dessen Tatkraft und Opferwille diese Schätze nach Deutschland gebracht habe und dessen Name die dankbare Kunst verewigen werde.

Vierzehn Jahre vorher hatte Goethe in diesem nämlichen Saale Stunden der gleichen Andacht verbracht. Aber er hatte über dem Schauen und Staunen nicht nach dem Geber, in einem Wald von Statuen nicht nach dem Gärtner gefragt. Um so heller war dann der Name und das hohe Verdienst Jan Wellems vor ihm aufgestrahlt, als er vier Jahre später, bei seinem Besuch in Pempelfort, die Gemäldegalerie, die eigentliche Schatzkammer des fürstlichen Sammlers, betrat.

Dieses Glück, Jan Wellems Geschenk an die Nation in seinem ganzen Umfang zu sehen, blieb Schiller versagt. Für ihn kam der Ruf, der die Häupter des geistigen Deutschland an den Musensitz der Jacobis und vor die Wunder im grauen Schloß am Niederrhein führte, zu spät. Kaum war der Faden zwischen ihm und Friedrich Heinrich Jacobi geknüpft, als ihn die Parze wieder zerschneidet; denn der Brief, in dem sich Schiller zum ersten Mal an Friedrich Heinrich Jacobi wandte – den Mann, dessen herrlicher Genius, wie er schrieb, schon längst seine Huldigung habe –, war auch der letzte, der den Empfänger noch in seiner alten Heimat erreichte. Der Flüchtlingsstrom, der vor den siegreichen Heeren der Jacobiner durch die Rheinlande trieb und die Bewohner in Scharen von Haus und Hof mit sich fortriß, wälzte sich schon so bedrohlich heran, daß auch Jacobi jeden Tag von ihm erfaßt werden konnte. Hocherfreut über Schillers Brief, aber den Kopf voller Sorgen, schrieb er zurück, er schlage gern in die edel gebotene Freundeshand ein und hoffe, den von Schiller erbetenen Beitrag für seine neue Zeitschrift, die „Horen“, bald nach Jena zu senden – vorausgesetzt, daß die Franzosen ihm die Zeit dazu ließen. Aber die Kriegsläufe waren schneller; Hals über Kopf mußte Jacobi die Heimat verlassen. Ein volles Jahr verging, ehe er sein Versprechen wahr machen und von seinem neuen Wohnsitz in Holstein das Manuskript an Schiller abschicken konnte. Dieser nahm es mit freudigem Dank als „einen Ausdruck echtster und humanster Philosophie“ in seinen Horen auf.

Dann wurde es zwischen beiden wieder so still wie zuvor. Waren es äußere Umstände, die ihr Schweigen veranlaßten, unruhige Zeiten, Krankheit und häusliche Sorgen, oder hatte die Unlust zu schreiben tiefere Gründe – zu Schillers Dramen gewann Jacobi nie das Verhältnis wie zu seinen philosophischen Schriften –. Je-

denfalls, einmal erlahmt, lebte der Briefwechsel nicht wieder auf. Nach Jahr und Tag schien sich plötzlich eine Gelegenheit zu bieten, einander Auge in Auge zu sehen. Auf einer Reise, die ihn im Frühjahr 1805 in die alte Heimat zurückbringen sollte, gedachte Jacobi auch in Weimar zu rasten. Am Tag seiner Abreise von Eutin schloß Schiller in Weimar für immer die Augen.

Wie die Kunde von seinem jähen Hinscheiden Deutschland durchlief, welche Spuren die Trauer selbst in den Herzen der Jüngsten zurückließ, ist uns vielfach, von niemandem inniger als von Karl Immermann bezeugt. Immermann war neun Jahre alt, als Schiller starb, zu jung noch, um zu begreifen, daß ein solcher Mensch, von dem jedermann nur mit Ehrerbietung und Bewunderung sprach, überhaupt hatte sterben können. Wie ein Schatten, erzählte er später, sei der Tote ihm und den Kameraden von nun an voraufgeschritten, unerreichbar, doch unvergessen. In einer fast mythischen Empfindung für den Entschlafenen habe er sich auf dem Gymnasium mit ein paar Mitschülern zu einem „leidenschaftlichen Liebesbunde“ für Schiller zusammengefunden. „In einer unserer Zusammenkünfte“, so berichtet er, „es mochte sieben Jahre nach Schillers Tode sein, als wir wieder einmal über ihn sprachen, rief einer plötzlich aus: Wenn er noch lebte, wollte ich gern einen Finger meiner rechten Hand darum geben. Dieser Eifer blieb nicht ohne Nachahmung. Ein zweiter setzte die Hand, ein dritter beide Hände daran. Der Enthusiasmus wuchs und sprach sich in immer größerem Erbieten zu Verstümmelungen aus, so daß, wenn man die Gliedmaßen, welche aufgegeben werden sollten, summiert hätte, der ganze Kreis zum wenigsten einen vollständigen Menschen eingebüßt haben würde.“

Dieser Jugendliebe blieb Immermann auch in den Mannesjahren treu. Die Deutsche Musterbühne, die er in Düsseldorf begründete, bot ihm Gelegenheit, diese Liebe durch die Tat zu erhärten. In den wenigen Jahren seiner

Amtsführung brachte er nahezu alle Dramen Schillers zur Aufführung. Ohne Konzessionen an den Geschmack der Menge ging es dabei nicht immer ab. „Die Räuber“ z. B. wurden nur dadurch zum Zug- und Kassenstück, daß der Spielleiter sie mit großem Spektakel, mit einem Aufgebot von dreißig Soldaten und vielen Pfund Pulver über die Szene trieb und „etwas nie Erhörtes von Blitz, Feuer, Knall, Metzeln und Würgen“ Augen und Ohren zum Schmause bot. Auch „Die Jungfrau von Orleans“, die seiner eigenen Denkart so fern lag, inszenierte er so, wie sie das rheinische Publikum auf den Brettern begehrte: mit einem pomphaften Krönungszug und allem Schaugepränge blühender Opernpoesie.

Durch solche „Gefälligkeiten“, wie er sie nannte, hoffte es Immermann zu verdienen, daß die Menge hin und wieder auch das Vortreffliche hinnahm: die „Mustervorstellungen“, in denen das Sichtbare nur das äußere Mittel, der Logos hingegen, der Dienst am Wort, Seele und Leben der Aufführung waren. Zu ihnen zählten aus dem Bereich Schillerscher Dichtung „Die Braut von Messina“, „Kabale und Liebe“, und vor allem „Wallenstein“, denkwürdig nicht nur durch die kühne dramaturgische Bearbeitung, die Zusammenziehung der drei Teile zu einem Ganzen, sondern vor allem durch die Größe der Darstellung und die Macht des gesprochenen Wortes. „Wo ein Stück, das so wie dieses mich durchklang und durchleuchtete“, schrieb Christian Dietrich Grabbe in seiner Kritik, auf deren vergilbtem Papier seine Begeisterung immer noch nachglänzt.

So gegensätzlich sie in ihrem Wesen und ihrer Sinnesart waren, der Kritiker Grabbe und der Theaterdirektor Immermann: in ihrer Liebe zu Schiller waren sie eins. Mit der gleichen Leidenschaft, mit der er Shakespeare, Goethe und ihre Lobredner angriff, machte sich Grabbe zum Verteidiger Schillers wider seine Verächter. Wie in seinen Kritiken huldigte er ihm in seiner Dichtung. In einer Szene seines „Napoleon“ sieht man in der Dämmerung, am Vor-

abend der Schlacht bei Ligny, sechs freiwillige Jäger mit ihrem Major um das Lagerfeuer sitzen. Regenwolken jagen am Himmel, der Wind weht rau, die Lebenden denken der Toten. Sie winken der Marketenderin, der Wein wird gebracht, Trinksprüche erklingen. Der erste gilt „den auf den Schlachtfeldern hingsunkenen vaterländischen Helden“, der zweite, dargebracht vom Major, „dem, der ihnen voranging, dem erhabenen, wetterleuchtenden Schiller“. Dieses „Vivat Schiller“ aus dem Munde der Jugend in weltgeschichtlicher Stunde ist mehr als die Huldigung Grabbes für den geliebten Genius, es entspricht auch der geschichtlichen Wahrheit. Mit Schillers Reiterlied auf den Lippen zog die Jugend von 1813 ins Feld. Charlotte von Schiller hörte es in den Straßen von Weimar die Durchmarschierenden singen, an Schillers Sterbehause gab sie den jungen Freiwilligen die Schnitzel einer vor ihren Augen zerschnittenen Handschrift des Dichters als Talisman in den Befreiungskampf mit.

Wie 1813 sammelte sich das deutsche Volk 1859 zum anderen Male um das Hochbild des Genius, dessen Schöpfung allen gemeinsam, dessen Name jedem vertraut war. In Staaten und Länder, Parteien und Klassen geschieden, durch Posten und Schlagbäume auf jeder Tagesreise gehemmt, einzig geeint in der Sprache und dem Besitztum geistiger Güter, reichten sich Deutsche in aller Welt im Bekenntnis zu ihrem Volksdichter über die Grenzen hinweg die Bruderhand. „Auf den Schwingen der erdumwandelnden Abendstunden nach dem wechselnden Meridian zieht die Feier um die Welt“, durfte am Vorabend des Festes der Redner in Basel, Jakob Burckhardt, sagen; denn wo immer Deutsche beisammenwohnten, in den Hochburgen ihres geistigen Lebens und auf dem Lande vereinten sie sich in Schillers Namen.

Auch Düsseldorf feierte mit. Aber wie es bei diesem Feste in seinen Mauern zugehen bewies, wie sehr es seinen Charakter als Kunst- und Musenstadt eingebüßt hatte. Aus Immermanns Musterbühne war wieder ein kleines, ver-

schlammtes Provinztheater geworden; die Fest-Aufführung der „Braut von Messina“ alles andere als eine Ruhmestat. Sie ging zwar „bei festlich erleuchtetem und gänzlich ausverkauftem Hause“ in Szene. Aber wenn uns der Referent der Düsseldorfer Zeitung versichert, trotz der würdevollen Haltung des Auditoriums habe doch bei dem Aufmarsch des Chores die Lachlust ihre Rechte geltend gemacht, und wenn er an anderer Stelle berichtet, wie kaltes Wasser habe es ihn überlaufen, als der



Geßler

Illustration zur Erstausgabe von Wilhelm Tell, Tübingen, Cotta 1804 (Goethe-Museum Düsseldorf)

Darsteller des Don Manuel die Schillerschen Verse mit einem unverfälschten rheinischen Lokaltone zu Gehör gebracht habe, war der Abend nicht gerade erhehend. Ob die Musen auch in der Geislerschen Tonhalle, bei dem Konzert des Allgemeinen Musikvereins unter der Führung des „wackeren“ Tausch trauernd ihr

Friedrich Schiller und Düsseldorf

Der Dichturfürst hat Düsseldorf nie besucht. Doch mit der geistigen und künstlerischen Welt der bergischen Landeshauptstadt verbinden ihn zahlreiche Fäden. Schriftleitung und Verlag sind der Anregung des Vorstandes der „Düsseldorfer Jonges“ zu einem Schiller-Sonderheft gerne gefolgt. Es erscheint zum 10. November, da alle Welt sich anschiebt, den 200. Geburtstag des Dichters zu begehen. „Das Tor“ hat die vorzüglichsten Kenner der heimischen Literatur- und Geistesgeschichte gebeten, die Welt Schillers in Düsseldorf aufzuzeigen. Wir glauben zuversichtlich, daß diese Gedankengänge beachtet werden.

Düsseldorfer Heimatblätter
„Das Tor“
Schriftleitung – Verlag

Haupt verhüllten, verschweigt der Chronist. Auch wie die Düsseldorfer Maler den Abend feierten, war bezeichnend genug: Als Zierden des Bürgertums, als die umworbene Zelebritäten der höheren Stände begingen sie ihn im Malkasten als gesellschaftliches Ereignis, in Anwesenheit des Prinzen Friedrich von Preußen, nach einem Festmahl in rauschender Ballnacht. Die Forderung des Tages, dem Dichter selbst das Wort zu gestatten, fiel allein den Schulen zu. Dem schönen Vorbild anderer Städte, ihrer Jugend eine Erinnerungsgabe an diesen Tag in die Hand zu legen – die Stadt Berlin stiftete 58 000 Exemplare einer Schiller-Biographie für ihre Schuljugend – folgte Düsseldorf leider nicht. Auch zu einem Fackelzug – in tausend und abertausend Gemeinden loderte er bei schönster Herbstwitterung in einer glänzend hellen Nacht durch die Straßen – wäre es kaum gekommen. Weil aber Martin auf dem Kalender stand, hatten auch Düsseldorfs Kinder ihren Fackelzug, zwar zu Ehren eines Heiligen . . . „allein es war doch“, wie der Chronist berichtet, „tröstlich, die liebe Jugend auch hier freude- und feuertrunken zu sehen“.

Es ist Aufgabe der Kultur- und Literaturgeschichte, nicht der Lokalhistorie, darzutun, welcher Wandel sich in den folgenden Jahrzehnten, von einem Säkulartag zum anderen, von Schillers 100. Geburtstag bis zu seinem 100. Todestag 1905 in der Nation und damit auch in der Schätzung Schillers vollzog. 1859 hatte das deutsche Bürgertum in Schiller den

Bannerträger seiner wesentlichen politischen Ideale, Einheit und Freiheit, gefeiert. Die Einheit war erkämpft, die Freiheit errungen. Das Deutschland von 1905, das Reich Kaiser Wilhelms des Zweiten, feierte Schiller im Hochgefühl seiner Herrlichkeit. Was alle bewegte, was allen auf den Lippen schwebte, sprach Hugo von Hofmannsthal aus. Ihm erschien Schiller, der wie kein anderer Deutscher so ganz Bewegung sei, geradezu als ein Sinnbild der Kraft, mit der das junge Reich, eingeschlossen und an das Festland gebannt, hinaus auf die Weltmeere drängte. „Etwas treibt die Deutschen immer wieder zu ihm zurück; und nun, da sie Schiffe bauen, tun sie vielleicht zum erstenmal etwas, das ihn wirklich feiert; denn seine Werke gleichen am meisten von allen Dingen der Erde den großen Schiffen, deren Wucht Schönheit und deren Dasein Bewegung ist, die immer ihr Ziel wissen, nie ins Unge- wisse schweifen, Länder an Länder binden und vorwärtstrebend den Rand der Erde adeln.“

In dieser Hochstimmung, die mit dem Anbruch des neuen Jahrhunderts auch die werdende Industrie- und Großstadt erfüllte, feierte Düsseldorf, das in dem neugewonnenen östlichen Wohnviertel nächst einer Schillerstraße auch einen schmucken Schillerplatz hatte, den Dichter. Aus einer Fülle von Festakten lebt in meiner Erinnerung – ich saß damals in Unterprima – nur ein einziger Eindruck fort: das glänzende Schauspiel, das sich unserem Auge nach beendeter Feier von der Freitreppe des

Gymnasiums wie zu Kaisers Geburtstag oder am Sedanstag bot: Das Leuchten der Uniformen, das ordenglitzernde Gala der Ehrengäste, das Schimmern der Equipagen. Und ich meine, es sei kein Zufall, wenn der äußere Glanz das innere Wesen in der Erinnerung so überstrahlt; denn es war viel eitler Schein in dieser Zentnarfeier der Wilhelminischen Ara, nicht nur im Prunk des Zeremoniells, auch im Pathos der Festreden, im Kult eines vagen und luftigen Schillerbildes, in der leeren Verherrlichung eines Idealisten, dessen Sohlen die Erde nur flüchtig und widerwillig berührten.

Bald genug sollten auch wir noch erfahren, daß man Schiller auch anders als mit großen Worten und ständigem Pochen auf sittliche Werte zu rühmen und seine Verse anders als mit edel verstellter Gebärde, deklamatorisch zu sprechen vermag. Wenige Tage nach der Schulfeier trat der Direktor mit einer Handvoll Freikarten in die Klasse und lud uns zum Sonntagmorgen zu einer sogenannten „Matinee“ in das neugegründete Schauspielhaus ein. Wären es nicht die Freikarten und die Neugier gewesen, das angekündigte Thema hätte uns ganz gewiß nicht in das Theater getrieben. „Schillers Gedankenlyrik“ stand auf dem Zettel, schulmäßig wie eine Überschrift in unserem Lesebuch und eben deshalb wenig verlockend. Aber wie anders als auf dem Podium unserer Aula, zwischen den unvermeidlichen Lorbeerbäumen und Gipsbüsten, zog diese Stunde vor einem tiefen, dunklen Hintergrund an uns vorüber. Nach einer Ouvertüre zu „Don Carlos“, einer Komposition des Düsseldorfer Tonsetzers Georg Kramm, trat ein junger Dichter, Herbert Eulenberg, an das Rednerpult. Er sprach ganz unfeierlich, frei von jeder Gelehrsamkeit, fast im Plauderton, und eben dies, seine Prägnanz bei aller scheinbaren Lässigkeit, zog uns in seinen Bann. Wir hatten bislang über Schiller nur mit erhobenen Zeigefinger dozieren hören. Des Sprechers Ungezwungenheit war uns neu und beglückend wie der Vortrag der Schauspielerin, die dunkel tönende Stimme der Du-

mont, die in Jubel und Klage, im Lied an die Freude und im Schicksalsruf der Kassandra zum erstenmal an unser Ohr drang.

Würdig und festlich wie diese Schiller-Huldigung als erste im Reigen der beispielhaft schönen, im Gedächtnis der Gegenwart immer noch nachklingenden Morgenfeiern des Schauspielhauses war auch die erste, noch in der Eröffnungswoche gebotene Schiller-Aufführung: Gustav Lindemanns Inszenierung von „Kabale und Liebe“. Sie bot nicht nur im Bühnenbild mit seinen festen Dekorationen – im Gegensatz zu den bespannten Rahmen und schwankenden Kulissen des Stadttheaters – eine Neuerung. Sie war zugleich das erste gültige Zeugnis eines Kunstwillens, der als Dienst am Wort und Einordnung aller in die Gemeinschaft den Geist dieses Hauses bestimmte. Fülle und Glanz der Inszenierungen rühmen, die dieser ersten Darbietung eines Schillerschen Werkes im Gang der Jahrzehnte auf der Dumont-Lindemann-Bühne und später im Hause ihrer Nachfolger Gründgens und Stroux folgten, hieße den Rahmen sprengen, der uns gesetzt ist.

Statt dessen scheint es geboten, wenigstens in einem Schlußwort Heinrich Heines Verhältnis zu Schiller zu streifen. Sehr im Gegensatz zu seinem Freund und Gefährten Karl Immermann, der in glühendem Haß auf Napoleon aufwuchs, hing Harry Heine, der Düsseldorfer, dem Korsen in schwärmerischer Verehrung an. Unter den Magdeburger Gymnasiasten war es das Tagesgespräch, wie man es anfangen könne, den verhaßten Eroberer zu erschießen oder zu erstechen. Düsseldorfs Schuljugend lief bei Napoleons Einzug in hellen Scharen zur Lindenallee und jubelte dem Siegesgott zu. Für die Knaben und Jünglinge Preußens war in der Schmach ihres Landes Schiller der Kündler des nationalen Gedankens, der Dichter des Tell, der Anwalt eines geknechteten Volkes, der Sänger des Reiterliedes und Herold deutscher Größe. Für die Schüler des Franziskanerklosters, die Jünger des Rektors Schallmeyer und des Abbé d'Aulnoy, gab es nächst der An-

tike nur die französische Literatur. Aber Heine wäre nicht der gewesen, der er von Natur aus war – das Schwert, die Flamme, der Empörer und Rebell –, hätte er nicht in dem Kampf für die Freiheit, der mit dem Verlassen der Rheinlande für ihn begann, in Schiller, dem Verfechter der Menschenrechte, den Bruder erkannt. Für ihn war Schiller der Schöpfer, mehr noch, Urbild und Verkörperung des Marquis Posa. „Er selber“, schrieb er, „ist jener Marquis Posa, der zugleich Prophet und Soldat ist, der auch für das kämpft, was er prophezeit, und unter dem spanischen Mantel das schönste Herz trägt.“

Zu einer uneingeschränkten Verehrung Schillers und einem unbedingten Ja zu seinem Werk zu gelangen, hinderte ihn – wie übrigens alle Dichter des Jungen Deutschland – sein angeblich wirklichkeitsfremder und lebensferner, alles veredelnder Idealismus. Die Jungdeutschen waren Tendenzdichter, und sie wollten

es sein, unter der Ahnung eines nahenden Umsturzes wappneten sie ihre Muse zu politischem Kampf. Sie lebten in und mit ihrer Zeit, sie dienten dem Tage. Schiller forderte mehr. Künstlern und Weisen gab er die Losung: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann. Sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volke und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein.“

Er schrieb diese Worte an Friedrich Heinrich Jacobi, und ich glaube, wir Düsseldorfer dürfen stolz darauf sein, daß ihr Empfänger einer der Unsrigen war. Sie sind nicht nur eines der bedeutendsten Selbstzeugnisse des Dichters, sie tragen nicht nur die Weihe eines großen Bekenntnisses. Ihre Wahrheit hat sich erfüllt in einem unzerstörbaren, alles Vergängliche überdauernden Werk.



Schillers Wilhelm Tell, 4. Akt, 1. Szene

Kolorierter Stich nach einem Gemälde von Carl Ludwig Kaaz (1773–1810) (Goethe-Museum Düsseldorf)

Walter Kordt

Schiller und der Düsseldorfer „Antikensaal“

Es ist kein Scherz, sondern eine überraschende Tatsache, daß Friedrich Schiller, der Düsseldorf nie sah, der Verfasser eines der begeistertsten Aussprüche ist, die je über den Düsseldorfer Kurfürsten Jan Wellem getan worden sind. Schiller ist sich, und das ist die Kuriosität dieses Vorganges, dessen freilich überhaupt wohl kaum bewußt gewesen. Als er im Jahre 1785 im ersten Heft der von ihm in Mannheim gegründeten Zeitschrift „*Rheinische Thalia*“ den Aufsatz „*Der Antikensaal zu Mannheim*“ verfaßte, den er als „Brief eines reisenden Dänen“ tarnte, und den er mit der Chiffer „T . . . ee“ unterzeichnete, vermeinte er eine Huldigung an den Kurfürsten Karl Theodor in München auszusprechen, der erst sieben Jahre zuvor von Mannheim nach München übergesiedelt war, nachdem er zu seinen Ländern Bayern hinzugeerbt hatte, und in dessen Machtbereich Schiller als Theaterdichter in Mannheim lebte. Er schrieb damals:

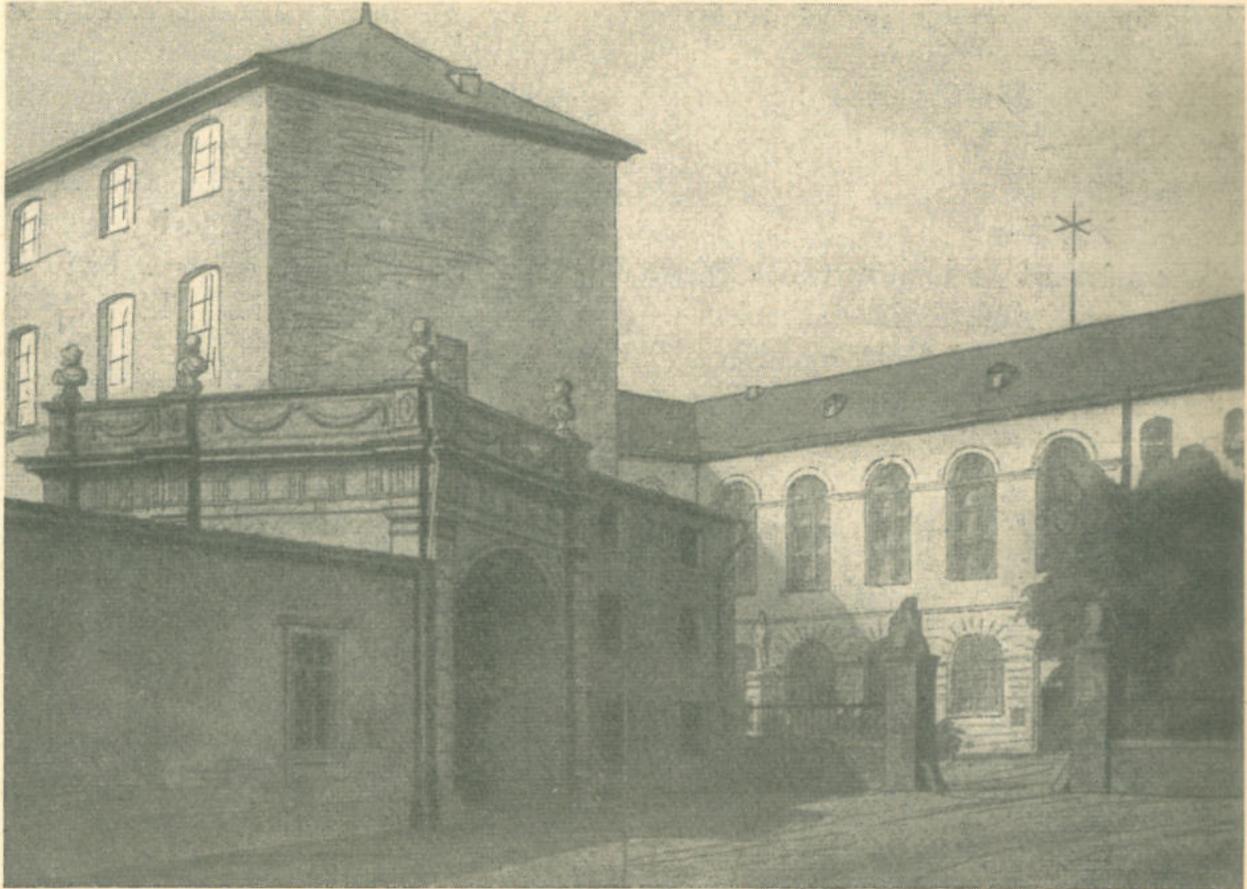
„Ich komme aus dem Saal der Antiken zu Mannheim. Hier hat die wahre Kunstliebe eines deutschen Souveräns die edelsten Denkmäler griechischer und römischer Bildhauerkunst in einem kurzen, geschmackvollen Auszug versammelt. Jeder Einheimische und Fremde hat die uneingeschränkste Freiheit, diesen Schatz des Altertums zu genießen, denn der kluge und patriotische *Kurfürst* ließ diese Abgüsse nicht deswegen mit so großem Aufwand aus Italien kommen, um allenfalls des kleinen Ruhmes teilhaftig zu werden, eine Seltenheit mehr zu besitzen, oder, wie viele andere Fürsten, den durchziehenden Fremden um ein Almosen von Bewunderung anzusprechen. Der *Kunst* selbst brachte er dieses Opfer, und die dankbare Kunst wird seinen Namen verewigen.

Lessing selbst, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß ein Aufenthalt in die-

sem Antikensaal dem studierenden Künstler mehrere Vorteile gewährte als eine Wallfahrt zu ihren Originalen nach Rom, welche größtenteils zu finster und zu hoch oder auch unter den schlechteren zu versteckt stünden, als daß sie der Kenner, der sie umgehen, befühlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen konnte.

Empfangen von dem allmächtigen Wehen des griechischen Genius, trittst Du in diesen Tempel der Kunst. Schon Deine erste Überraschung hat etwas Ehrwürdiges, Heiliges. Eine unsichtbare Hand scheint die Hülle der Vergangenheit vor Deinem Aug' wegzustreifen, zwei Jahrtausende versinken vor Deinem Fußtritt, Du stehst auf einmal mitten im schönen, lachenden Griechenland, wandelst unter Helden und Grazien und betest an wie sie vor romantischen Göttern . . .“

Als diese Sätze über die Schöpfung des Antikensaals Schiller in die Feder flossen, vermeinte er einer großen Tat Karl Theodors zu huldigen. Karl Theodor aber ist nicht der Kurfürst gewesen, der „diese Abgüsse“ schaffen und „mit so großem Aufwand aus Italien kommen ließ“, sondern der Großonkel von Karl Theodors Gattin Elisabeth Auguste, nämlich Kurfürst Jan Wellem in Düsseldorf. Die Sammlung der berühmten Antiken, von denen ja auch Goethe gestand, wie tief sie ihn ergriffen habe, war erst seit 1752 von Düsseldorf nach Mannheim verschleppt worden. Vorher hatte sie das Parterre des Düsseldorfer Galeriegebäudes neben dem Schloß am Rhein eingenommen. Das ist jenes Gebäude auf dem Burgplatz, dessen Ostflügel heute noch steht. Die großen monumentalen Rundfenster seines Parterres (vis à vis des vor kurzem erneuerten Hauses zum „Prinzen von Oranien“, des Hauses Burgplatz 12) sind die der Räume gewesen, hinter denen die von Schiller und Goethe so



Die Galerie Jan Wellems am Burgplatz – Ehemaliges Galeriegebäude des Schlosses

gepriesene Antikensammlung Jan Wellems aufgestellt gewesen ist. Goethe hatte die Sammlung 14 Jahre vor Schiller im gleichen Mannheim gesehen. Er schildert seinen Eindruck im elften Buch von „Dichtung und Wahrheit“:

„In Mannheim angelangt, eilte ich mit größter Begierde den Antikensaal zu sehn, von dem man so viel Rühmens machte. Schon in Leipzig, bei Gelegenheit der Winkelmannschen und Lessingschen Schriften hatte ich viel von diesen bedeutenden Kunstwerken reden hören, desto weniger aber gesehen, denn außer Laokoon, dem Vater und dem Faun mit den Krotalen befanden sich keine Abgüsse auf der Akademie; und was uns Oeser bei Gelegenheit dieser Bildnisse zu sagen beliebte, war freilich rätselhaft genug . . .

Direktor Verschaffelts (der auch die Plastiken des Benrather Schloßparks geschaffen

hat) Empfang war freundlich. Zu dem Saale führte mich einer seiner Gesellen, der, nachdem er mir aufgeschlossen, mich meinen Neigungen und Betrachtungen überließ. Hier stand ich nun, den wundersamsten Eindrücken ausgesetzt, in einem geräumigen, viereckten, bei außerordentlicher Höhe fast kubischen Saal, in einem durch Fenster unter dem Gesims von oben erleuchteten Saal: die herrlichsten Statuen des Altertums nicht allein an den Wänden gereiht, sondern auch innerhalb der ganzen Fläche durcheinander aufgestellt: ein Wald von Statuen, durch den man sich durchwinden, eine große ideale Volksgesellschaft, zwischen der man sich durchdrängen mußte. All diese herrlichen Gebilde konnten durch Auf- und Zuziehn der Vorhänge in das vorteilhafteste Licht gestellt werden: überdies waren sie auf ihren

Postamenten beweglich und nach Belieben zu wenden und zu drehen . . .

Nach eifriger Betrachtung so vieler erhaltenen plastischen Werke sollte es mir auch an einem Vorgeschmack antiker Architektur nicht fehlen. Ich fand den Abguß eines Kapitells der Rotunde, und ich leugne nicht, daß beim Anblick jener so ungeheuren als eleganten Akanthblätter mein Glaube an die nordische Baukunst zu wanken anfang . . .“

Wir haben die Goethesche Erwähnung wie die Schillersche nur im Auszug zitiert, um darzutun, wie bei beiden das grundlegende Erlebnis der Antike, das sie zu der klassischen Haltung ihrer Dichtungen geführt hat, in der erlebten plastischen Vorstellungskraft erstmalig für sie im Mannheimer Antikensaal begonnen hat. Schiller, Goethe und auch Lessing sind, indem sie den Mannheimer Saal priesen und bewunderten, zu Lobsprechern des Düsseldorfer Kurfürsten geworden, der diese damals in Deutschland ganz einzigartige Sammlung geschaffen hatte. Was dies ursprünglich bedeutete, ermißt nur der, der sich bewußt macht, wie wenig wirklichen plastischen Vorstellungsbesitz von den Meisterwerken der Antike man damals in Deutschland hatte. Heute, wo jede Universität, jede Kunstakademie, ja sogar eine Vielzahl von Schulen Sammlungen von Gipsabgüssen besitzt, übersieht man gedankenlos die Bedeutung, die die Schaffung der Antikensammlung Jan Wellems gehabt hat, die nicht nur die Nachahmung dieses Beispiels in Dresden veranlaßte, sondern die durch diese Anregung, sie nachzuahmen, auch Winckelmann in Dresden erst auf die Wiederentdeckung des griechischen Altertums verwiesen hat. Das deutsche Erlebnis der griechischen Antike hat in der Tat mit Jan Wellems Schöpfung des Antikensaaus in Düsseldorf begonnen. Nur durch Zufallsspiele der geschichtlichen Entwicklung ist dieser von seinem ursprünglichen Standort Düsseldorf nach Mannheim gelangt.

Was Schiller dieser Begegnung dankte, hat er sprechend in seiner „Thalia“ bekannt, selbst

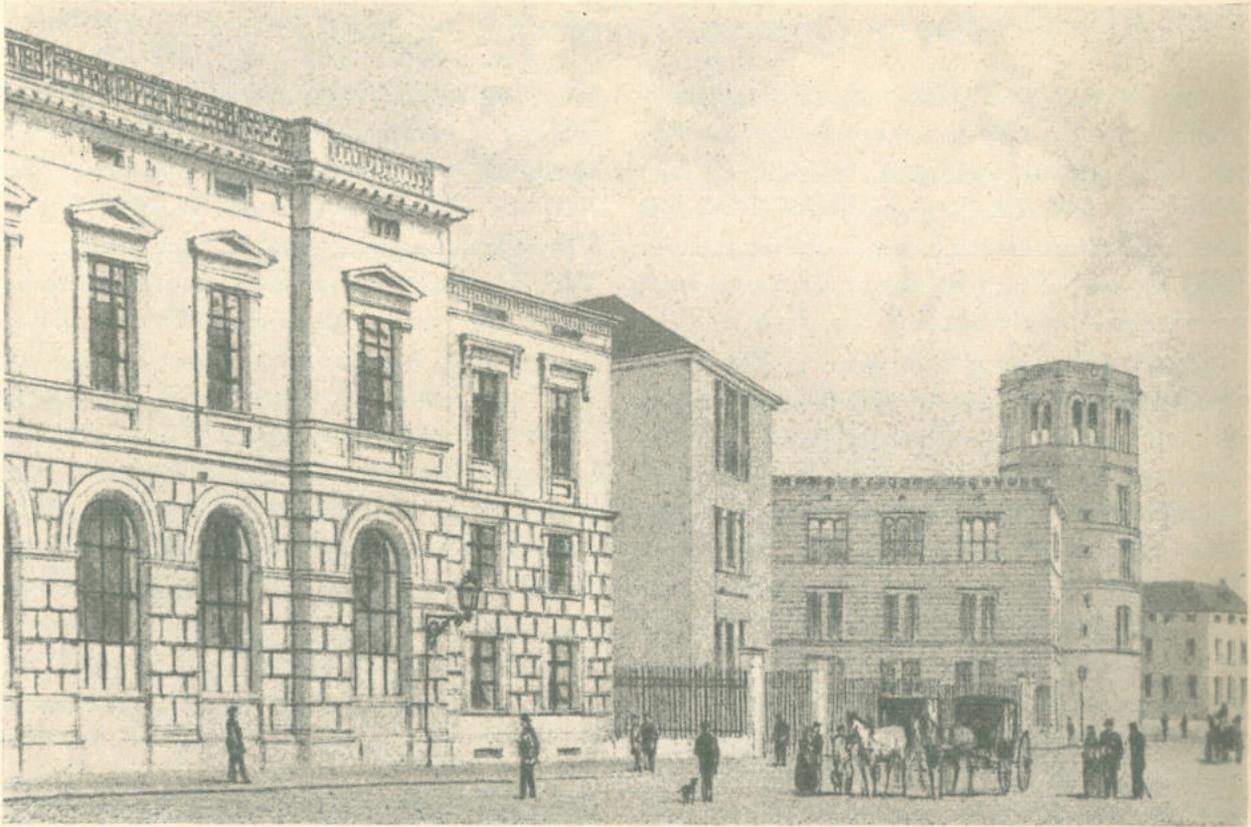
wohl gar nicht ahnend, daß er da eine Düsseldorfer Schöpfung beschrieb. Dies nämlich läßt er u. a. in der „Thalia“ seinen reisenden Dänen sagen:

„Der heutige Tag war mein seligster solange ich Deutschland durchreise. Du weißt es, mein Lieber, ich habe die herrliche Schöpfung im glücklichen Süden genossen, den lachenden Himmel und die lachende Erde, wo der mildere Sonnenstrahl zu fröhlicher Weisheit einladet, die freudegebende Traube kocht und die göttlichen Früchte des Genies und der Begeisterung zeitigt. Ich habe vielleicht das Höchste der Pracht und des Reichtums gesehen. Der Triumph einer Menschenhand über die hartnäckige Gegenwehr der Natur überraschte mich öfters, aber das nahewohnende Elend steckte bald meine wollüstige Verwunderung an. Eine hohl-äugige Hungerfigur, die mich in den blumigten Promenaden eines fürstlichen Lustgartens anbettelte, eine sturzdrohende Schindelhütte, die einem prahlerischen Palast gegenübersteht -- wie schnell schlägt sie meinen auffliegenden Stolz zu Boden . . .

Dies, mein Bester, sind so oft meine Empfindungen bei den Merkwürdigkeiten, die man in jedem Land einem Reisenden zu bewundern gibt. Ich habe nun einmal das Unglück, mir jede in die Augen fallende Anstalt in Beziehung auf die Glückseligkeit des Ganzen zu denken, und wie viele Größen werden in diesem Spiegel so klein, wie viele Schimmer erlöschen!

Heute endlich habe ich eine unaussprechlich angenehme Überraschung gehabt. Mein ganzes Herz ist davon erweitert. Ich fühle mich edler und besser.“

Das Erlebnis, das er hier mit der jugendlich leidenschaftlichen, aber auch teilnehmend bewegenden Sprache hervorhebt, ist die Begegnung mit dem Antikensaal, dessen Bildwerke er anschließend im Detail beschreibt. Und er steht im Angesicht dieser Sammlung:



Alte Kunstakademie am Burgplatz

Lithographie Robert Seissler, 1880–1890

„Der Mensch brachte hier etwas zustande, das mehr ist, als er selbst war, das an etwas Größeres erinnert als seine Gattung; beweist das vielleicht, daß er weniger ist, als er sein wird? So könnte uns ja dieser allgemeine Hang nach Verschönerung jede Spekulation über die Fortdauer der Seele ersparen. Wenn der Mensch nur Mensch bleiben sollte, bleiben könnte, wie hätte es jemals Götter und Schöpfer dieser Götter gegeben? ...

Ich kann diesen Saal nicht verlassen, ohne mich noch einmal an dem Triumph zu ergetzen, den die schöne Kunst Griechenlands über das Schicksal einer ganzen Erdkugel feiert.“

Und er schließt seine Betrachtungen mit dem Geständnis, das ihm die Begegnung mit den ursprünglich Düsseldorfer Antiken abrang:

„Etwas geschaffen zu haben, das nicht untergeht, fortzudauern, wenn alles sich

aufreißt ringsherum – o Freund, ich kann mich der Nachwelt durch keine Obelisk, keine eroberte Länder, keine entdeckte Welten aufdringen, ich kann sie durch kein Meisterstück an mich mahnen, ich kann keinen Kopf zu diesem Torso erschaffen – aber vielleicht eine schöne Tat ohne Zeugen tun!“

Dies alles ist geschrieben in der dynamischen Erlebnisdiktion und der Sprache des jungen Schiller. Sie hat den ganzen Elan des Dichters der „Räuber“, des „Fiesco“ und der „Luise Millerin“, die er auf Ifflands Rat dann in „Kabale und Liebe“ umtaufte. Das Objekt, an dem sie sich in dem von uns zitierten „Thalia“-Aufsatz entzündete, ist (und daran möchten diese Zeilen zum 10. November nebenher miterinnern!), nach der Fügung des Weltenlaufs, keine Schöpfung Karl Theodors, wie Schiller wohl selbst noch gewöhnt hat, sondern eine Kurfürst Jan Wellems in Düsseldorf gewesen.

Kurt Loup

Louise Dumonts Bekenntnis zu Schiller

Am Element Schiller hat sich die junge Seele Louise Dumonts herrlich entzündet. Selten war eine Schauspielerin so mitgerissen von der Dynamik des Fackelläufers, der in sich verzehrt aber mit brennendem Licht ans Ziel kam, sterbend hinstürzte und so stürzend, so sterbend ein ewiges Sinnbild blieb.

Der Glaubenssatz, mit dem Schillers Betrachtung „Über das gegenwärtige teutsche Theater“ schließt: „– Ein edles unverfälschtes Gemüt fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz – beim rohen Haufen summt doch zum mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach.“ – wurde von der Dumont glühend bezeugt. Ihre Hingabe an den Dichter glich der Ekstase. Die autobiographische Skizze, mit der die am 22. 2. 1862 in Köln geborene Künstlerin 1890 für eine Stuttgarter Zeitung ihre Laufbahn umriß, charakterisiert ihren eigentümlich „illuminieren“ Zustand. Es heißt da u. a.: „Der neue Direktor meinte, nachdem er mich angehört, nun wolle er mich doch prüfen – und unvergeßlich ist mir der Augenblick, als er mir, nachdem ich ihm einiges vorgesprochen, einen Kontrakt, unter sehr günstigen Bedingungen anbot, den ich auch sofort unterschrieb. Ich bekam gleich mehrere Rollen mit nach Hause, schon in den nächsten Tagen sollte ich auftreten. Wie trunken ging ich über die Straße, wie betäubt kam ich zu Hause an. Den Kontrakt hielt ich immer mit der Hand fest umklammert, aus Furcht, er könne mir gestohlen werden. Im Geist sagte ich mir fortwährend meine Lieblingsstellen aus den studierten Rollen vor. Ich sah mich schon auf der Bühne als Maria Stuart, als Jungfrau von Orleans, aus der ersteren Rolle immer nur die ‚eilenden Wolken‘, aus der letzteren das ‚Lebt wohl ihr Berge‘ glücklich vor mich hinflüsternd. In diesem seligsten Traum meines Lebens flogen die nächsten Stunden dahin.“

Daß die damals in Berlin ihren Weg suchende Schwester des Sturms in der Freude über den

ersten Bühnenvertrag einzig die Gestalten Schillers visionär vor sich sah, überhaucht ihre Persönlichkeit mit dem Widerschein einer Idealität, der auch das Antlitz der Toten verklärt. Würde hier nur vom Abglanz des Ruhms geredet, dann wäre das soeben Gesagte eine bloße Phrase und keine noch so wohlklingende Rühmung könnte das Rascheln welkender Kränze übertönen. Denn so sehr es wahr ist, daß Louise Dumont auf der Bühne den Zenit der Anerkennung erreichte, so sicher ruhte heute ihr Andenken im Halbdämmer eines Museums. Aber ihrer Hingabe eignete die von Stefan George im „Stern des Bundes“ gefeierte Vollendung:

„Ich war noch arm
als ich noch wahr und wehrte,
Seitdem ich ganz mich gab
hab ich mich ganz.“

Für die junge Louise Dumont war das Aufgehen in den Flammen der Selbstpreisgabe zunächst der notwendige Sprung in das eigene Wesenszentrum. Ihr „Erweckung“ genanntes Selbstzeugnis hebt den Schleier von einem Vorgang, der die Transfiguration des noch dumpfen Fühlens zur kristallartig durchschaubaren Gestaltung erklärt. Nach knappen Hinweisen auf die Stationen ihrer Entwicklung, die in Stuttgart zu stagnieren drohte, näherte sich der Bericht dem Punkt, an dem die Dumont die Konventionen sprengen und der feindlichen Umwelt ent schlüpfen wollte. Der Wunsch wurde mächtig, durch einen Mißerfolg den lästigen Kontrakt zu zerreißen. „Um dies zu bewirken, ließ ich allem Rheinisch-Maßlosen in mir die Zügel schießen und spielte drauflos, indem ich alles, was ich an Form mühsam erlernt und in Wien in seiner höchsten Gestalt bewundert hatte, zerbrach und verleugnete. So glaubte ich meinem Protest gegen die starre Umgebung am besten Ausdruck zu geben, und so hoffte ich – töricht genug –, mich für Stuttgart unmöglich zu machen; und außerdem war es wenigstens

Befreiung: Erlösung im Ausbruch von all dem Lastenden, Quälenden. Konnte ich nicht künstlerische Gebilde in sorgsamer Vorbereitung und wirklicher Vertiefung schaffen, dann sollte mir das Spiel wenigstens ein Ventil für die aufgespeicherten Kräfte sein.

Zu meiner eigenen Überraschung stellte sich aber eine meiner Erwartung vollkommen entgegengesetzte Wirkung ein. Die Kritik meiner Umwelt verschärfte sich, aber die Herzen der Hörer flogen mir entgegen. Und nun zeigte sich plötzlich der Sinn dieses scheinbaren Irrweges. Im Zerreißen der mühsam erlernten Form kam der Stoff der brennenden Seele ungehemmt in die dargestellte Figur; und zum erstenmal sprach ich unmittelbar – im Wort des Dichters zwar – aus dem eigenen Gefühl zu den Seelen der Zuhörer. Der Respekt vor dem klassischen Kunstensemble am Hofburgtheater in Wien und das Bemühen, jeder mir gegebenen Regel



Louise Dumont. Rollenbild Jungfrau von Orleans.
Burgtheater Wien 1888

auch wirklich zu entsprechen, hatten mich dort gehemmt.

Das Erlebnis der Erlebnisse wurde mir in dieser unmittelbaren Zwiesprache der Seelen; jede neue Gestaltung wurde ein Kommunion, deren heiliges Glück mein ganzes Leben überglüht und das notwendigerweise auch zum Ausgangspunkt meiner Lebensarbeit werden mußte. Und wie der wirkliche Künstler nur Erzieher sein kann, suche ich seit dieser Geburtsstunde unablässig nur das eine: nämlich denen, die Künstler, also Erwecker der deutschen Seele werden wollen, die Wege zu sich selbst zu zeigen; haben sie diesen Ausgangspunkt aller lebendigen Kunst wie des wirklichen Lebens gefunden, dann kommt der lange, nie endende Weg der Arbeit, um die Mittel zu erwerben, durch die dieses heilige Selbst sich äußern kann.“

Die Stadien der Erweckung, die Louise Dumont nachzeichnet und die der spätere Aufsatz „Die künstlerische Arbeit des Schauspielers“ noch genauer erläutert, sind von Schiller ähnlich untersucht und bis zu den Randbezirken aufgeklärt worden. So ist man, da Louise Dumont zweifelsohne aus eigenen Erfahrungen schrieb, versucht, von einer Wahlverwandtschaft ihres Geistes zu sprechen. Das Element Schiller war jedenfalls nicht nur von zündender, sondern auch von zeugender Bedeutung für diese große Prinzipalin des deutschen Theaters.

Ihrer Hingabe an das Werk Schillers hat Louise Dumont als Thekla (Wallenstein), als „Maria Stuart“ (in der Titelrolle), als Prinzessin Eboli (Don Carlos) und als „Jungfrau von Orleans“ (in der Titelrolle) Ausdruck verleihen können. Über ihr erstes Auftreten als Beatrice in Schillers „Braut von Messina“ und über ihre Hedwig im „Tell“ liegen wohl dokumentarische Beweise, aber keine Pressestimmen vor.

Im 3. Teil des „Wallenstein“ (Wallensteins Tod) stand Louise Dumont als Thekla dem Wallenstein des genialen Mitterwurzer gegenüber. Darüber ist zu lesen: „Mitterwurzer beherrscht mehrere Klaviaturen und Pedale und weiß bald mit diesen, bald mit jenen gewaltig

zu wirken. Jedenfalls war sein ‚Wallenstein‘ eine große Leistung, die mit Recht bei den Aktschlüssen mit rauschendstem Beifall anerkannt wurde. – Mit besonderer Freude erwähnen wir nun aber auch, daß wir offenbar an Frl. Dumont eine vortreffliche ‚Thekla‘ gewonnen haben. Der Blick dieser Künstlerin, aus dem Tiefe des Geistes und des Herzens spricht, im Verein mit einer entsprechenden Gestalt, harmoniert möglichst gut mit jenen idealen Forderungen, die das Publikum an eine Thekladarstellerin macht.“

Und:

„Von den heimischen Kräften wurde der Gast Mitterwurzer allseits nach bestem Willen und Können, freilich mit sehr verschiedenem Erfolge, unterstützt. Vorzüglich traf Frl. Dumont (Thekla) den Charakter ihrer Rolle. Die Wahrheit und Innigkeit ihres Spiels im 4. Akte machte manches Auge thränenfeucht und erwarb ihr dreimaligen stürmischen Hervorruf.“

Eine einzige Stimme wurde für ihre „Eboli“ im „Don Carlos“ aufgefunden: „Hoch überragte alle anderen Leistungen die Prinzessin Eboli der Fräulein Dumont. Da war alles beisammen, was gewaltig und ergreifend wirkt, Leidenschaft und edle geistig tief durchdachte Auffassung, künstlerisches Maßhalten und scharf gezeichnete Natürlichkeit, kurz eine vollendete Leistung!“

Das Archivmaterial über Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans ist ziemlich umfangreich und von gleichem Gewicht. Louise Dumont als „Maria Stuart“ war: „eine Maria Stuart, wie sie dem geistigen Auge des Dichters vorgeschwebt haben mag. In jeder Bewegung die Königin, die auch auf dem Gipfel der Leidenschaft und des Schmerzes nie der Würde sich entäußert. Begabt mit weicher, klangvoller Stimme, mit ausdrucksvollem Gesicht, das durchaus mit der Rolle harmonierte, mußte sie die Herzen der Zuhörer erobern. Die erste Szene im dritten Akt, die Begegnung mit Elisabeth, und die Abschiedsszene werden unver-

geßlich bleiben; solche Kunst erregt nicht bloß Bewunderung, nein, sie nötigt Ehrfurcht ab!“

Eine andere Besprechung wird mit Louise Dumonts „Magda“ aus Sudermanns „Heimat“ eröffnet und fährt dann fort:

„Auch Schillers ‚Maria Stuart‘ ist nicht die Maria der Geschichte. Der große Dichter hat die Gestalt der schottischen Königin stark idealisiert auf Kosten der Königin Elisabeth; aber er hat nicht die Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschritten um künstlerischer Effecte willen. Deshalb halten wir die Darstellung der ‚Maria Stuart‘ für viel schwerer als die der Magda, und es ist ein um so größerer Ruhm für die Künstlerin, wenn ihr wie von dem begeisterten Publikum, so von der nüchternen Kritik bezeugt werden kann, daß ihre Auffassung und mimische Darstellung der Maria Stuart von überzeugender Naturwahrheit und vollendeter künstlerischer Schönheit war. Die Begegnung Marias mit Elisabeth, der Kampf zwischen ihrem königlichen Stolz und der Notwendigkeit, der Königin Elisabeth als Bittende zu nahen, das erneute Auflohen ihres verletzten Stolzes und ihr endlicher moralischer Triumph über die schwer getroffene Gegnerin – das Alles ward mit bewundernswerter Meisterschaft veranschaulicht, und dann, wie rührend und tief ergreifend war die Abschiedsszene im ersten Teil des fünften Actes. Mit der ‚Maria‘, wie sie gestern lebensvoll vor uns stand, mußte man fühlen und konnte ihr menschliche Teilnahme nicht versagen. Das Publikum war denn auch, wie selten, hingerissen von Begeisterung und wurde nicht müde in immer erneuten Beifallskundgebungen, und prachtvolle Blumen Spenden bezeugten der großen Künstlerin die Bewunderung, die man ihr allseitig entgegenbrachte.“

Noch eine dritte Stimme bezeugt die Kunst der Dumont in dieser Rolle:

„Das starke tragische Frauentalent, welches Fräulein Dumont besitzt, wies ihr auch hier den richtigen Weg; mit der Kraft des Empfindens und der instinktiven Auffassungsgabe,

wie sie nur in bester Stunde Melpomene schafft, ausgestattet, gestaltete sie den Charakter der Maria durchaus eigenartig, ein poetisch lebendes Menschengeschöpf verkörperte sie uns, jedes theatralisch-unwahre Flitterwesen fiel fort, eine solche Maria zu sehen und zu hören, die



Louise Dumont. Hofschauspielerin Stuttgart 1890.
Rollenbild Maria Stuart

sich durch die geistige Schärfe, die königliche Würde und die Größe der ‚Passion‘ auszeichnete, war ein herzerquickender Genuß. Die rauschende Pracht der Schiller’schen Diktion haben wir noch selten so empfunden, wie am gestrigen Abend. Welche Skala von Empfindungen weckte sie in uns in der großen Scene des dritten Aktes, wo sie in glühender Leidenschaft des Hasses ihre Gegnerin niederschmettert, und dabei doch auch kein Titelchen ihrer königlichen Hoheit einbüßt!“

Die Erfolge, die Louise Dumont in Stuttgart als Gast vom Wiener Burgtheater in der Titel-

rolle der „Jungfrau von Orleans“ errang, können nur aus ihrer inneren Größe erklärt werden. Hinzu kommt die Tatsache, daß bereits die ganz junge Dumont einer fast mystischen Religiosität zuneigte, die ihr in verwandelten Erscheinungsformen auch später eigentümlich war. Aber auch die von Gerhard Storz gewonnene Erkenntnis: „Entrückung aus der Realität, Entwirklichung ist das Ziel. So wird denn ein noch größeres Recht als in ‚Maria Stuart‘ in unserem Drama der Musikalität eingeräumt“, ist von der jungen Dumont bestätigt worden, die sich gerade zur Musik Schillers bekannte.

Das hat in den Rezensionen seinen unüberhörbaren Niederschlag gefunden. 1888 heißt es in einer Stuttgarter Zeitung: „Das erstmalige Auftreten von Fräulein Dumont vom Burgtheater Wien fand vor einem gut besuchten Hause statt. Der treffliche Ruf, welcher dieser als Ersatz für Frl. Detschy ausersehenen Künstlerin vorausgeht, hat sich schon bei ihrem gestrigen Auftreten in vollem Maße bestätigt. Man hat sich die ganz bedeutenden Schwierigkeiten, welche gerade eine Rolle, wie diejenige der Jungfrau von Orleans, bietet, nicht zu verhehlen. Denn hier hat eine jede Künstlerin immer dem Publikum gegenüber mit Traditionen zu kämpfen. Man sucht für einen jeden Zug nach irgend einem berühmten Muster, man meint in diesem Vortrag und an dieser Stelle Anklänge an die oder jene Künstlerin zu finden und kann sich nur mit schwerer Überwindung zu dem Geständnis bringen lassen, daß auch heutzutage die Möglichkeit einer originellen Auffassung dieser Rolle gegeben sei. Tatsächlich lag auch gestern abend der Beweis hiefür in evidentester Weise vor. Frl. Dumont, die schon durch ihre äußerliche Erscheinung für sich gewinnen mußte, hatte mit feinem Gefühl und hohem künstlerischen Verständnis in der Persönlichkeit der Jungfrau nicht sowohl das kühne und heldenhafte Element, als vielmehr die gottbegeisterte Seherin, das willenlose Werkzeug in der Hand des Schicksals hervorgehoben und demgemäß eine Gestalt geschaffen, die wohl

auch in manchen Zügen eine männlich-kräftige Begeisterung zeigte, in der Hauptsache aber immer die Grenzen der Weiblichkeit einhielt und innerhalb derselben ergreifend zu wirken verstand. Ein weiches und biegsames Organ kam ihr hierbei trefflich zu statten, und das bis in die feinsten Nuancen durchdachte Spiel der Künstlerin ermöglichte es ihr, eine eigenartige und hochdramatische Gestalt der Jungfrau von Orleans zu schaffen, wie wir dies selten gesehen. Es kann nicht unsere Sache sein, dies an einzelnen Szenen nachweisen zu wollen, wir können nur sagen, daß wir an der ganzen Auffassung auch nicht den kleinsten Fehlgriff konstatieren konnten. Mit gespanntem Interesse sehen wir deshalb dem weiteren Auftreten unseres Gastes entgegen, nachdem wir schon diesmal die Überzeugung gewonnen, daß die Gewinnung einer solchen Kraft für unsere Bühne nur von Vorteil sein könnte.“

Die gleiche Aufführung schildert ein anderer Kritiker, der besonders das musikalische Element hervorhebt:

„Die Jungfrau überwindet nicht durch körperliche Stärke, sondern durch übernatürliche Mittel im Kampfe. Sie könnte also ein Kind sein wie der Oberon und doch ein furchtbares Wesen bleiben.“ Man sieht aus diesen Worten, welche Schiller in einem Briefe vom 2. September 1801 anlässlich der ersten Berliner Aufführung an Iffland richtete, daß der Verfasser der „Jungfrau von Orleans“ für die Titelrolle seines Dramas keine imponierende Gestalt, keine gewaltige Stimme, keine großen Posen verlangte; ihre seelische Natur, das Seherhafte, Prophetische sollte den Ausschlag geben. Frl. Dumont vom Wiener Burgtheater, welche sich gestern als Johanna d'Arc dem hiesigen Publikum vorstellte, hat den Intentionen des Dichters in verständnisvoller Weise Rechnung getragen. Schon ihre äußere Erscheinung entsprach dem Schillerschen Bilde: eine schlanke Gestalt, ein visionärer Ausdruck im Gesicht, schlichte Einfachheit in Haltung und Bewegung; nichts Amazonenhaftes, Vordringliches und Heraus-

forderndes. Die Deklamation harmonierte mit dieser Auffassung. Frl. Dumont verfügt über ein Organ von ungemein sympathischem Klang, dabei kräftig, ausdauernd und überaus modulationsfähig. Die weiche, dunkle Klangfarbe desselben gewann ihr schnell die Gunst der Hörer, zumal auch in bezug auf Deutlichkeit und Reinheit der Aussprache wenig zu wünschen übrig blieb. In ihrem Vortrag entwickelte die Künstlerin viel Wärme und Innerlichkeit, besonders schön gelang ihr die Szene mit Lionel. Als sie unter dessen Blicken sich zum erstenmal von einer menschlichen Sehnsucht berührt fühlte, da brachte die Darstellerin den tiefen Gedankenkern der herrlichen Dichtung zu ergreifendem Ausdruck. Auch der nachfolgende Monolog kam durch Frl. Dumont zu vortrefflicher Geltung, wogegen sie in einigen Kampfszenen und insbesondere bei der Kerker-scene etwas gar zu sehr Maß hielt und da nicht genügend zündete. Alles in allem war jedoch der Eindruck ihrer Leistung ein außerordentlich günstiger, und das fällt um so mehr ins Gewicht, als noch im vorigen Jahre Kathi Frank diese Rolle mit dem ganzen Aufgebot ihres genialen Könnens durchführte und das Publikum durch klassisch schönen Vortrag der Schillerschen Verse begeisterte.“ –

Wenn der volle Zauberglanz, der Luise Dumont im Kreise anderer Magier ihrer Kunst umfloß, hier auch nur schwach aufschimmern konnte, so genügen doch die zeitgenössischen Belege, ihre Bedeutung anzuerkennen. Das von ihr geprägte Wort „Schauspieler gibt es viele, wirkliche Künstler unter ihnen sind selten“, das so sehr an das Wort Platons gemahnt: „Viele zwar schwingen den Thyrsus, doch wenige sind vom Gotte ergriffen“, ist von ihr selbst überzeugend veranschaulicht worden.

Es bedarf der ganzen sinnlichen Vorstellung der erreichten Erfolge und des europäischen Ruhms, um die Tragweite der Entscheidung zu erfassen, die Louise Dumont im Jahre 1903 getroffen hat: sie verließ die „große Welt“, um ihr Leben für eine Idee einzusetzen; sie faßte

die „Entschließung moralischer Art“, die deutsche Bühne zu reformieren. Die Begegnung mit Gustav Lindemann war der große Wendepunkt ihres Daseins und von da ab galt jeder Schlag ihres Herzens dem Auftrag, ein eigenes Haus mustergültig zu führen.

Welcher Geist sie beseelte, als die Fundamente des Düsseldorfer Schauspielhauses noch kaum gemauert waren und sie mit Gustav Lindemann vom Düsseldorfer Park-Hotel aus das Wachsen ihres Theaters verfolgte, offenbarten die Zeilen, die sie zum 100. Todestag Friedrich Schillers am 9. Mai 1905 auf Briefbogen des Hotels niedergeschrieben hat und in denen sie sich rückhaltlos zu dem Element bekennt, an dem es „dem Organismus unserer Gesellschaft kümmerlich gebricht“ (Thomas Mann): dem Element Schiller. Und das ist das Bekenntnis, das Louise Dumont ablegte:

„Es wird mir recht schwer, Schillers Einfluß auf meine künstlerische Entwicklung oder auf mein Leben – was dasselbe bedeutet – in leidlich allgemeinverständliche Begriffe umzusetzen. Die Welt der Schillerschen Dichtung beherrschte mich so unbedingt, der Rhythmus seiner Sprache zwang sich mir so unmittelbar auf – seine Gedankenwelt erschien mir so absolut natürlich und richtig, daß mir jahrelang alles Wirkliche hiergegen als unwahr erschien. Schillers Worte aufnehmen – ich kann mich nicht erinnern sie je auswendig gelernt zu haben – und wiedergeben waren meine hellsten Stunden – und bei aller Neigung zu psychologischer Zergliederung – ging ich nie an seine Frauengestalten mit dieser Absicht heran. Und ebenso unbedingt sah ich in jedem Mitspieler ganz rein nur die vom Dichter geschaute Gestalt – in der jämmerlichsten Theaterleinwand nie etwas anderes, als den vom Dichter bestimmten Schauplatz. Diese beglückende Illusion ist mir nie bei der Darstellung anderer Dichtergestalten gelungen. In diesem Sinne verdanke ich Schiller fast alles Entscheidende in den schweren Jahren des Suchens und Tastens, ohne ihn hätte ich nicht hindurch gefunden durch den dunklen Weg des

Theaterlebens. Von Schiller nahm und nehme ich heute noch alles wie etwas unverrückbar Feststehendes, Richtiges nach allen logischen und poetischen Gesetzen der Welt. Ich glaube, ich kann mein Verhältnis zu ihm am besten so charakterisieren: ich nehme ihn auf, wie ich Musik aufnehme; sie löst mein individuelles Leben fast auf und verwandelt meine ganze Empfindung in einen Teil von sich selbst, in Rhythmus und Melodie – Glauben oder Zweifel hören hierbei auf. Alles ist höchste Wahrheit – freilich in einer Welt, in der Börsenkurse keine Gültigkeit mehr haben. Sie werden mir zustimmen, wenn ich sage, daß dieser ganz persönliche Rauschzustand wenig Aufklärendes für die Bestimmung irgendwelcher feststehender Einwirkungen für ein Künstlerleben zeigt – es ist mir aber nicht wohl möglich, etwas anderes zu geben.

So erscheint mir auch Schiller für die Erziehung junger Künstler ganz unentbehrlich. Ich bin beinahe geneigt, das Talent des jungen Schauspielers nach seiner Stellungnahme zu Schiller zu bewerten und die Spannweite seiner Seele danach zu beurteilen, wie er Schiller ausdrückt. Ich weiß wohl, man nennt das heute mit vielsagendem Lächeln – Überschwang – aber die junge Seele, die nicht überschäumt und übertreibend an die Darstellung der Empfindungs- und Gedankenwelt geht, hat uns in der Reife nichts zu geben. Das deutsche Idealtheater der Zukunft müßte meines Erachtens dasjenige sein, das für Schiller den einheitlichen Ausdruck, für seine leidenschaftlichen Jugendwerke wie für den Rhythmus seiner Gedankendichtung geben könnte. Kommenden jungen Generationen wünsche ich dieses mit meinem besten Wunsch.“

Die Dumont hatte im feurigen Ofen der Hingabe das eigene Ich erläutert. Von nun an strebte ihre inspirierte und glühende Seele zum Ganzen. Aus der Erkenntnis der Berufung reifte der Wille zum tätigen Wirken. Die Auffassung, der Künstler müsse das eigene unverrückbare Zentralfeuer anderen mitteilen,

konnte sich auf Schillers Votivtafel „Zweierlei Wirkungsarten“ berufen, die Louise Dumont in ihr Merkheft eintrug:

„Wirke Gutes, du nährst der
Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime
der göttlichen aus.“

Auch ihre Überzeugung, der wirkliche Künstler könne nur Erzieher sein, war das Ergebnis langer und liebevoller Beschäftigung mit Schillers Gedankenwelt. Die Intensität, mit der sie immer wieder den ganzen Schiller las, geht aus den von ihr benutzten Handexemplaren seiner Werke, aus den häufigen Zitaten in ihren Schriften und schließlich aus ihren Notizbüchern hervor. Ihre Beziehung zur Gnomik Schillers reichte bis zur gelegentlichen Niederschrift eigener Denksprüche. Ein Beispiel dafür sind diese in Stuttgart 1898 von ihr geformten Zeilen:

„Es strebe auf jedem Gebiet der Mensch
Als fühlender, Schönheit suchender Künstler;
In treuer Arbeit erstrebe der Künstler sein Ziel
Als Wahrheit suchender Mensch.“

Das mutet alles wie ein Sich-vorbereiten auf den Beruf der Theaterleiterin an; denn auch die menschlichen Konflikte werden hellichtig wahrgenommen. Da stößt der forschende Blick auf den Zweizeiler „Das Naturgesetz“, den sich die Künstlerin abschrieb:

„So wars immer mein Freund, und so
wirds bleiben: die Ohnmacht
Hat die Regel für sich, aber die
Kraft den Erfolg.“

Und anderswo muß der Sinnspruch „Majestas populi“ Louise Dumonts Erfahrung besonders angesprochen haben:

„Majestät der Menschennatur! Dich soll
ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur hast du
von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen
alle sind blinde

Nieten, ihr leeres Gewühl hüllet die
Treffer nur ein.“

Eine Überraschung besonderer Art ist es, in der Nähe dieser Schiller-Worte, in der Handschrift der Dumont, auch ein Zitat aus der „Fiorenza“ von Thomas Mann zu finden. Bei näherem Zusehen stellt man fest, daß die Künstlerin drei verschiedene Textstellen zusammenfügte:

„Der Mühelose wird nicht groß.“
„Hemmung ist des Willens bester Freund.“
„Alles Lebens Leben ist die Kunst.“
„Fiorenza“ Thomas Mann.

Wenn Louise Dumont sagte: „Schillers Einfluß auf meine künstlerische Entwicklung oder auf mein Leben, was dasselbe bedeutet“ so verrät sich hier ein Bildnertum, das den Menschen suchte. Diese Gleichsetzung von Kunst und Leben, in der Erhöhung des Thomas Mannschen „Alles Lebens Leben ist die Kunst“, meint ja auch der Vierzeiler, der die Einheit von Mensch und Künstler verlangt. Das alles konnte nur ein vom Element Schiller durchtränkter Geist zur eigenen Maxime umformen und damit seinen Willen zur ethischen und ästhetischen Kultur beleben und stärken.

Mit der Arbeit, die Louise Dumont und Gustav Lindemann von 1905 bis 1932 für Schiller in Düsseldorf geleistet haben, wurden zugleich auch die Zeichen gesetzt, die darauf hinweisen, daß das Element Schiller der Dumont-Lindemann-Bühne unentbehrlich gewesen ist. Das Wort des Genius: „Die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und von der Notwendigkeit der Geister, nicht von der Notdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen“, verbindet die ganze Schauspielhausarbeit zu einer einzigen grandiosen „Huldigung der Künste“ an den Geist von Schönheit und Freiheit. Der Poesie blieb die Führung vorbehalten, und die Botschaft, die der Dichter aus ihrem begeisterten Munde verkündete, hat auch im Schiller-Jahr 1959 noch nichts von ihrer Leuchtkraft und Wahrheit eingebüßt:

„Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke;
 Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort.
 Mein unermesslich Reich ist der Gedanke,
 Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
 Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
 Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
 Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
 Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
 Doch Schönres find' ich nichts, wie lang ich wähle,
 Als in der schönen Form – die schöne Seele.“

Maximilian Metzger

Martinsabend in Düsseldorf

Erinnerungen an meinen Großvater Franz August Stapper

Hier erzählt Maximilian Metzger, einer aus der Narrenschar der „Großen“, aus dem Leben seines Großvaters Franz August Stapper, dessen Martinslied „Laßt uns froh und munter sein“ in wenigen Tagen in allen Straßen Düsseldorfs wieder erklingen wird.

Wenn es am Abend des 10. November zu dunkeln beginnt, entfaltet sich auf den Straßen Düsseldorfs ein bezauberndes Bild. Aus allen Himmelsrichtungen ziehen fröhliche Kinderscharen, die kleineren Kinder von ihren Eltern begleitet, zur Altstadt. Sie tragen meist selbstgebastelte Fackeln, bunte Papierlampen oder ausgehöhlte und erleuchtete Kürbisse. Irgendwo an einem stillen Platz der Altstadt sammeln sich die Kinder. Bald wimmelt und schwärmt es da von Hunderten, ja Tausenden fröhlicher Kinder, die stolz ihre Martinslampen tragen. Wie Schwärme großer Glühwürmchen bewegen sie sich hin und her, auf und ab. Was von den Kindern schon auf eigenen Beinen stehen und gehen kann, trägt seine Fackel oder Lampe, die kleineren Kinder werden von Vater oder Mutter getragen. Auch sie halten den Stock ihrer Fackel in ihren kleinen Händchen fest umschlossen. An diesem Abend der Begeg-

nung mit dem heiligen Martin will kein Kind fehlen. Es droht den Kleinen an diesem Abend auch keinerlei Gefahr in den engen Straßen der Altstadt; denn die hohe Obrigkeit verbietet in den Straßen jeglichen Verkehr mit Fahrzeugen aller Art. Die Altstadt gehört am Martinsabend allein den Kindern.

Wenn die Kinder sich auf dem Sammelplatz unter der Obhut ihrer Lehrer aufgestellt haben, setzt sich der große Düsseldorfer Martinszug in Bewegung. Mitten im Zuge reitet dann, von Knappen begleitet, St. Martin als Soldat. Ein Stück weiter im Zuge sehen wir den heiligen Mann als Bischof. Viele Musiker ziehen im Zuge mit und sorgen dafür, daß die Kleinen eifrig die althergebrachten Lieder singen.

Aus dem Zuge heraus ertönt dann vielstimmiger Gesang. Treten wir näher, achten wir genauer auf das, was um uns vorgeht, so ver-raten die Fackeln und Laternen sowie die Lie-

der bald die Hoffnungen der Kinder für den heutigen Abend. Da zeigt eine Laterne das Bild des heiligen Martins, der zu freundlicher Gabe seine Hände geöffnet hat; dort eine andere eine kuchenbackende Mutter; eine dritte springende Kinder und ähnliches. Das Lied, das die Kinder singen, gibt die Erläuterung dazu:

Laßt uns froh und munter sein
Und uns heute kindlich freu'n.
Lustig, lustig, trallerallera,
Nun ist Martinsabend da.

Nehmt den Kürbis in die Hand,
Rasch das Kerzchen angebrannt.
Lustig, lustig usw.

Springen woll'n wir kreuz und quer
Übers liebe Kerzchen her.
Lustig, lustig usw.

Allen Kindern nun zum Spaß
Wirft auch St. Martinus was.
Lustig, lustig usw.

Ist das liebe Spielchen aus,
O dann geh'n wir froh nach Haus.
Lustig, lustig usw.

Und dann backt nach altem Brauch
Uns die Mutter Kuchen auch.
Lustig, lustig usw.

Nach der Freude danken wir
Unserm lieben Gott dafür.
Lustig, lustig usw.



Lehrer Stapper mit der 5. Klasse (1887) der Andreasschule am Stiftsplatz. In der zweiten Reihe von oben, der erste Junge links: H. Mackenstein, der das Originalbild dem Archiv der „Jonges“ zur Verfügung stellte.



Nun ist Martinsabend da

In diesem Liede hören wir, was die Freuden der Kinder für diesen Abend sind. Ist der Zug vorbei, gehen die Kinder nach Hause. Die Laterne oder der Kürbis wird auf den Fußboden

gesetzt, und es gilt nun über das Lichtlein hinwegzuspringen, ohne daß das Kerzchen durch den Luftzug ausgelöscht, oder gar der Kürbis umgestoßen wird. Während die Kinder so

springen und dabei singen, öffnet sich leise die Tür und der heilige Mann wirft, entweder hinter der Tür unsichtbar bleibend, oder mit wallendem Bischofsgewand und langem Bart erscheinend, Äpfel und Nüsse für die braven Kinder ins Zimmer. Für die unartigen Kinder hält er die Rute bereit. Ist die Bescherung vorbei, deckt die Mutter den Tisch und erfreut groß und klein mit dem eben gebackenen Martinskuchen. –

Das Martinslied „Laßt uns froh und munter sein“ ist jetzt 104 Jahre alt! Jahr für Jahr singt ganz Düsseldorf diese alte schöne Weise, und nur wenige wissen, wer der Schöpfer dieses Liedes ist. Schon von unserer Kindheit an singen wir diese Weise am Martinsfest. Wie freuen sich die Kleinen und wie leuchten ihre Augen, wenn das Lichtlein im Kürbis oder in der Fackel aufleuchtet, die Kinder dieses Lied singen und die Mutter den Martinskuchen backt.

Den ganzen Verlauf dieses schönen Kinderfestes schildert Franz August *Stapper* in seinem Liede „Laßt uns froh und munter sein“. Franz August *Stapper* war Hauptlehrer an der Andreas-Freischule zu Düsseldorf. Als Privatlehrer unterrichtete er die Kinder des Fürsten Karl-Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, der damals als Stadtkommandant von Düsseldorf auf Schloß Jägerhof residierte. Die fürstliche Familie bat Hauptlehrer *Stapper*, am Martinsabend des Jahres 1855 mit seinen Schülern zum Jägerhof zu kommen, wo den Kindern beschert werden sollte. Diese Bitte des Fürstenpaares war für Franz August *Stapper* der Anlaß, das uralte Nikolauslied „Laßt uns froh und munter sein“ in der ersten Strophe auf das Martinsfest umzudichten und selbst noch weitere sechs Strophen zu verfassen. So wurde das neue Martinslied am Abend des 10. November 1855 zum ersten Male vor dem fürstlichen Hofe von den Kindern seiner Schule vorgetragen. Schon bald wurde es in allen Schulen eingeführt und in das nieder-

rheinische Liederbuch aufgenommen. Das Lied ging durchs Land. Den Dichter vergaß man nur allzubald.

Hauptlehrer Franz August *Stapper* wurde am 20. Juni 1815 zu Mülheim a. d. Ruhr als Sohn eines Kaufmanns geboren. Er besuchte die Volksschule seiner Geburtsstadt, später das Gymnasium zu Düsseldorf. Er wählte den Lehrerberuf und war zwei Jahre in Rellinghausen und ein Jahr in Carnap als Schulaspirant tätig. 1836 trat er in das Lehrerseminar zu Brühl ein, aus dem er 1838 entlassen wurde. Nun wurde er als Lehrer in Düsseldorf angestellt, das sein Heimat wurde. Ihm wurde eine Lehrstelle an der Freischule an der Ratinger Straße übertragen. Später rückte er als Hauptlehrer auf und übernahm die Andreas-Freischule am Friedrichsplatz. Er vermählte sich im Jahre 1839 mit Josefa Gudehus, der Tochter einer alteingesessenen Düsseldorfer Familie. Ihre Ehe wurde mit neun Kindern gesegnet. Durch seine Tätigkeit als Privatlehrer der Kinder des Fürsten Karl-Anton und durch die damit verbundene engere Bindung zur fürstlichen Familie veranlaßt, übernahm die Prinzessin Marie von Hohenzollern-Sigmaringen, die spätere Gräfin von Flandern, die Patenschaft an seiner jüngsten Tochter Maria. In seiner Schule führte er ein strenges Regiment; trotzdem genoß er überall Liebe und Achtung, vor allem bei seinen ehemaligen Schülern. Dieses wurde besonders offenbar, als er am 30. April 1888 unter Beteiligung weiter Bürgerkreise und seiner alten Schüler das fünfzigjährige Lehrerjubiläum feiern konnte. Als Anerkennung des Hauses Hohenzollern erhielt er bei dieser Gelegenheit den Hohenzollernschen Hausorden. Gleichzeitig trat er an diesem Tage in den wohlverdienten Ruhestand. Nach nur kurzen drei Ruhejahren starb Franz August *Stapper* am 16. Juli 1891 im 77. Lebensjahre im Hause Reuterkaserne / Ecke Eiskellerstraße – der sogenannten Löcherburg. Er fand auf dem Nordfriedhof seine letzte Ruhestätte.

„Die Freunde kommen“

Zum Treffen der Freunde Jakob Kneips in Münstereifel

Unter dem Zeichen „Die Freunde kommen“ – nach einem frühen Gedicht Jakob Kneips – trafen sich die Freunde des auf dem Hunsrück geborenen und vor anderthalb Jahren in dem Eifeldorf Pesch verstorbenen Dichters in der schönen Kurstadt Münstereifel. Sie waren zusammengekommen, um in Gesprächen den noch verstreut liegenden Briefen, mündlichen Äußerungen, Urschriften und Dokumenten jeglicher Art des Dichter-Freundes nachzuspüren, damit dies alles für das eben in Münstereifel angelegte Archiv gesichert werde. Man freute sich allgemein darüber, daß in der alten Münstereifeler Apotheke einem dichterischen Nachlaß und dem Nachlaß einer unverwechselbar rheinländischen Persönlichkeit eine treu umsorgte und bewahrende Heimstatt erstand. Das Begegnen der Freunde vom Niederrhein, aus Westfalen, Rheinland-Pfalz und aus Luxemburg mochte wohl die Kundigen an die einstigen Rheinischen Dichter-Tagungen erinnern. Waren auch inzwischen die Häupter ein wenig ins Graue verfärbt, und war auch der Kreis kleiner geworden – einige profilierte Persönlichkeiten, wie Alfons Paquet, Wilhelm Schmidtbonn, Heinrich Lersch, Karl G. Pfeill, Adolf von Hatzfeld, Otto Gmelin, Josef Ponten, Carl Maria Weber, Leo Sternberg und zuletzt noch Jakob Kneip und Emil Barth – riß der Tod aus dem einst wegen seiner Lebendigkeit berühmten Kreis rheinisch-deutschen Geistes –, war also dieser Kreis auch ein wenig eingeschmolzen, so zeigte sich doch bald, daß der Geist, der ihn 1926 zusammenschloß, lebendig war wie am ersten Tag, der sich in den an die großen Toten erinnernden Gesprächen immer wieder aufs neue entzündete. So war es fast natürlich, daß man übereinkam, dieses Treffen, zu denen auch die jungen Dichter und Vertreter der anderen Künste geladen werden sol-

len, künftig in mindestens jährlichen Abständen zu wiederholen.

Am Abend sprachen in einer öffentlichen Veranstaltung der Dichter des „Tollen Bomberg“, Josef Winckler, über seine ersten gemeinsamen dichterischen Unternehmungen mit Jakob Kneip und Wilhelm Vershofen und von dem in der Literaturgeschichte wichtigen Zusammenschluß der Werkleute auf Haus Nyland und Walter Kordt in großartig ausholender Konzeption über den Rheinländer und aus seinem Rheinländertum dichtenden Jakob Kneip. Josef Lodenstein hatte indessen aus dem Werk des Dichters bezeichnende Züge des Werk- und Lebensweges herausgelesen und trug sie auch vor, und Gisela Gerhardus sang Kompositionen Kneipscher Verse von Heinrich Lemacher und Josef Haas. Der Kammermusikreis von Robert Engel steuerte delikate musizierte ältere Kompositionen bei. Diese andert- halb Stunde prägte für die Neuen in diesem geistigen Bezirk das Bild der Persönlichkeit und des Dichters Jakob Kneip, wie auch noch einmal nachdrücklich in das Bewußtsein der Öffentlichkeit.

Am folgenden Sonntagvormittag waren die Dichter und Schriftsteller Gäste der Stadt Münstereifel. Aus der Begrüßung des Bürgermeisters ging hervor, wie sehr sich die Stadt durch dieses Treffen und dadurch geehrt fühlte, den Nachlaß einer Persönlichkeit wie Jakob Kneips in ihren Mauern bewahren zu dürfen. Wieder ergab sich auch hier ein lebhaftes Wechselreden, das bis über den Mittag dauerte. Am frühen Nachmittag fuhren dann alle Teilnehmer nach Pesch zum Bergfriedhof, wo einige Tage zuvor das Grabmonument des Westerwälder Bildhauers und Freundes Eugen Keller (der auch die Madonna zu Morshausen schuf) errichtet worden war. Ein roter Sandstein, auf

dem die Taube des Geistes von oben her auf den Namen Jakob Kneip weist. In die Rückseite des breiten flachen Steines sind diese Johannes-Worte eingemeißelt:

Vater, ich habe Deinen Namen offenbart den Menschen, die Du mir von der Welt gegeben hast, und ich will ihn weiter kundtun. Auf daß die Liebe, womit Du mich liebst, auch in ihnen sei und ich in ihnen.

Mit der Gesamtveranstaltung war eine Ausstellung verbunden, die einem kleinen Museum gleich. Man sah da das Gesamtwerk Jakob

Kneips in allen seinen Buch-Auflagen, ur-schriftliche Manuskripte und Bilder und daneben viele Briefe der verstorbenen Freunde und derer, die allzu ferne leben. Von ihnen allen waren auch bezeichnende Bücher ausgestellt und Bildnisse. Selbst handschriftliche Notenblätter fehlten nicht und Widmungen zu bemerkenswerten Ereignissen, wie beispielsweise zur Gründung der Mittwochs-Gespräche im Kölner Hauptbahnhof. Hier wurde ein geistiges Terrain sichtbar, das ahnen ließ, welche Bedeutung ein rheinisches Dichterarchiv für die gesamtdeutsche Kultur zu haben und was es auszustrahlen vermag.

L. Enst.

Heinrich Schmidt

Schillers Vermächtnis an die Künstler

Man hört gelegentlich, Friedrich Schiller habe kaum ein besonders ursprüngliches Verhältnis zur bildenden Kunst und zu dem, was man gern das Musische in der Kunst nennt, gehabt. Unter diesem Musischen versteht man wohl das ursprüngliche naive Schöpfertum, das allen begnadeten Künstlern als Dienern der Musen gemein sein soll, das manche sogenannte leichte Begabung befähigt, mehreren Musen zugleich zu dienen. Nun, Schiller hat sowohl zu Bildhauern und Malern, zu Vertretern der bildenden Kunst und zu der, die von den Musen den Namen trägt, unmittelbare Beziehungen gehabt. Das brachte schon die Bühne mit sich. In dieser kurzen Betrachtung soll nicht untersucht werden, was für Schiller die Musik oder die bildende Kunst oder was sein Werk für die Musik oder für die bildende Kunst bedeutete, von jenen frühesten Begegnungen mit ihr auf der Karlsschule, wo er erfahren hat, daß nicht nur Malerei und Plastik, sondern auch die Musik kommandiert wurde, wie der Hofmusicus Miller es hielt: „Der Hofschneider lernt bei mir die Flöte – das hat Gott mir eingegeben – es kann mir nicht fehlen beim Herzog“ oder

welche vage Beziehungen bestehen zwischen Schillers Jungfrau von Orleans und Johann Adam Hillers Lottchen am Hofe, jener aus dem Schäferspiel geborenen Oper, die zurückgeführt werden kann auf die unter Rousseauschem Einfluß entstandene „Ninette à la cour“ bis zu jenem einzigartigen Zusammenklang von Dichtung und Musik, in der 9. Symphonie, im Hymnus an die Freude, die durch das Leid verklärt wird, sondern es soll der Versuch gemacht werden, etwas darüber zu erfahren, was Schiller für die Grundlagen der Kunst erschlossen hat. Sie erschöpfen sich nicht entfernt in den klassizistischen Kunsttheorien.

Schon in der Karlsschule hat Schiller Maler und Bildhauer kennengelernt, wie Friedrich Hetsch, Jakob Scheffauer und Johann Heinrich Dannecker. Es verband ihn anscheinend keine tiefere Freundschaft mit ihnen. Auf den Brief Goethes, den dieser bei einem Besuch in Stuttgart schrieb und dabei jener bildenden Künstler gedachte, erwiderte er zwar mit Begeisterung, daß er Goethe schon früher hätte in diesem Freundeskreise begegnet sein mögen, worauf Goethe, Wasser in den Wein gießend, meinte,

wahrscheinlich wären sie beide dann noch nicht reif für einander gewesen. So bedeutsam die Einwirkungen waren, die Schiller in den allgemeinen Bildungsgrundlagen auf den „Stallknechts- und Vorreuterssohn“ Dannecker ausgeübt hat, der zunächst Tänzer werden sollte, um sich bald unter dem Einfluß seiner französischen Lehrer, wie Lejeune und Guibal, dann unter dem des Canova, sehr hemmungslos einem doktrinären Klassizismus zu ergeben, ist Dannecker durch Schiller kaum auf der Linie eines lebendigen Idealismus angesprochen worden. Im Gegenteil! Es ist bekannt, daß einige Statuen Danneckers von antiken Gestalten, wie die des Hektor und der Sappho, auf Schillers Anregung gemacht wurden, nachdem Dannecker 1794 das einzigartige, lebensvolle Bildnis des Dichters geschaffen hatte, das erste und beste aus der Hand dieses Bildhauers und eine der besten Bildnisplastiken dieses Zeitalters.

Ein Freund Schillers war seit 1785 der bekannte romantische Landschaftsmaler Johann Christian Reinhart, der aus Hof in Bayern stammt und aus der Schule von Oeser in Leipzig und Klengel in Dresden hervorgegangen ist. Reinhart empfing entscheidende Anregungen für sein Schaffen im Kreise der Meininger (1786/89), mit deren Herzog ihn enge Freundschaft verband, sowie in der Nachbarschaft von Asmus Jakob Carstens (1795) und Joseph Anton Koch in Rom. Reinhart verband Frische und Freiheit der Empfindung vor der Natur, welche die besten deutschen Romantiker auszeichnen, mit nicht weniger ausgeprägten Neigungen zum Idealismus, der in Rom, außer durch die genannten deutschen Künstler, durch Gaspard Dughet und den Holländer Swanevelt, schöpferische Impulse empfing.

Schiller selbst hatte Talent zum Zeichnen, und zwar mit Neigungen zur Karikatur, wovon seine Zeichnungen zum häuslichen Leben seines Freundes Körner Zeugnis geben. Wie Goethe 1768 und 1771 und Lessing 1777 hat zwar auch Schiller im Jahre 1782, als seine Räuber in Mannheim uraufgeführt wurden, die

vom Kurfürsten *Karl Theodor*, dem Gründer der Düsseldorfer Akademie, in der Mannheimer Zeichenakademie aufgestellten, zum großen Teil vom Kurfürsten *Jan Wellem* erworbenen Gipsabgüsse nach antiken Plastiken kennen gelernt und sie, wie jene, an Hand von Winkelmanns Geschichte der Kunst des Altertums studiert. Seine Auseinandersetzungen damit findet man zum Teil in dem Brief eines reisenden Dänen in der von ihm in Mannheim herausgegebenen Zeitschrift „Rheinische Thalia“. Sie gipfeln darin, daß er diese Bildwerke schön und wahr zugleich fand, so wie er sich das griechische Schönheitsideal vorstellte. In seinem Gedicht „Der Künstler“ (1789) sagt er:

„Was wir als Schönheit hier empfunden
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.“

Das griechische Schönheitsideal, das nach der *Kalokagathia* strebte, der Einheit von „schön und gut“, wurde hier auf rationalistische Weise abgewandelt, was auch in der französischen Ästhetik der Fall war, deren Neigungen zum guten Geschmack, zur „Dezenz“, Schiller als nicht angemessen empfand. Er suchte tiefere Grundlagen zu erschließen. Wir können in dieser kurzen Betrachtung nicht entfernt einen Überblick gewinnen über das, was Schiller in dem Zusammenhang bewegte. Was über sein Verhältnis zur Kunst bekannt ist, erscheint zunächst keineswegs ermutigend – es sei nur an seine Kritik an Haydns „Schöpfung“ und an Goethes „Egmont“ erinnert –, doch glaube ich vorweg alle Bedenken in dieser Hinsicht zerstreuen zu dürfen. Wenn Schiller von sich selbst sagt, daß sein „geflügelt Werkzeug“ das Wort sei, so hat er im unermesslichen Reich des Gedankens manches entsiegeln dürfen, was für alle Künste gleichermaßen als Grundlage dienen kann, da Sprechen und Denken ja unmittelbar zusammenhängen und da seine Neigung, bis zu den Urbildern, den Ideen vorzudringen, nicht weniger entschieden war als die andere, zu entschleiern, „was die Natur tief im Verborgenen schafft“ (Huldigung an die Künste). Man meint, Schiller habe als philosophischer

Dichter nur die Gestaltung aus der Idee gesucht, wie er neben dem Drama in der Dichtung besonders der Gedankenlyrik huldigte. Es gibt aber kaum einen Künstler, der sich tiefgründiger mit der Natur als der Quelle aller schöpferischen Entfaltung auseinandergesetzt hat als Schiller. Wenn man nur seine lyrischen Gedichte darauf hin liest, wird man erfahren, wie stark er durchdrungen war von dieser „lebendigen Natur, da Gott den Menschen schuf hinein“, wie Goethe sie nennt, indem er die wörtliche Bedeutung des lateinischen *nascor, natus sum*, von dem das Wort Natur stammt, in diesem Verse des Faust anklingen läßt. Die Natur umfaßt den Menschen und die Welt, in die er hineingeboren wird, das sich immer erneuernde Leben und den Lebensraum, der ihm gewährt wird. Sie seien zwei ganz verschiedene, ganz entgegengesetzte Naturen, hat Schiller festgestellt, als er Goethe das erste Mal begegnete. Er meinte auch, daß sie nie einander näher kommen würden. Nachdem Schiller Goethes Egmont sehr rücksichtslos zusammengerissen hatte, da er manches für einen Operngeneral, aber nicht für ein Drama angemessen fand und Goethe dazu beigetragen hatte, Schiller die Geschichtsprofessur an der Jenaer Universität zu verschaffen, wie man sagte, um ihn von Weimar fern zu halten, bestanden wenig Aussichten, die beiden entgegengesetzten Geister zusammenzuführen. Doch ist gerade damals die Freundschaft oder der Geistesbund geschlossen worden. Dabei haben die beiden Schatzgräber gleich sehr gewissenhaft über ihre schöpferischen Grundlagen Auskunft gegeben, so daß man diesen Augenblick am besten zum Ausgangspunkt wählt, um sich über Schillers Vermächtnis an den Künstler zu unterrichten.

Es ist charakteristisch für die beiden deutschen Dichter, daß ihre Begegnung nicht etwa bei einer Theaterprobe vor der offenen Bühne oder durch die Dichtung zustande kam, sondern nach einer Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft der Universität Jena. Im Jahre 1794 wurde unter Mitwirkung Goethes

in Jena der botanische Garten eingerichtet, dessen Leitung dem Mediziner Prof. Batsch anvertraut wurde. Dieser betreute auch die von ihm 1793 gegründete naturwissenschaftliche Gesellschaft, in der am 20. Juli eine Sitzung stattfand, an der Goethe und Schiller als Ehrenmitglieder teilnahmen. Beide verließen zufällig zur gleichen Zeit den Vortragsraum und einer sprach den andern an. Schiller meinte, eine solche Art der Naturbetrachtung, die alles zerstückele, könne den Laien nicht befriedigen. Er hatte in seiner Antrittsvorlesung über das Thema „Warum und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte“ seine Hörer dadurch in Begeisterung versetzt, daß er versuchte, die wirkenden Kräfte der Geschichte lebendig zu machen und daher auf diesem Gebiet gezeigt, daß man die großen Zusammenhänge nicht aus dem Auge verlieren braucht bei einer gründlichen Betrachtung. Goethe hat mit ähnlichen Auseinandersetzungen gerungen und erwiderte darauf, daß sie – die Natur – selbst den Eingeweihten unheimlich bleibe und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Tiefe strebend, darzustellen. Schiller, seine Zweifel nicht verhehlend, wollte gern mehr darüber hören und lud Goethe ein, mit zu ihm hereinzukommen, da sie gerade bei seinem Hause angelangt waren. Goethe folgte der Anregung und trug Schiller nun in seiner Wohnung seine Gedanken über die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, indem er, wie er selbst berichtet, mit wenigen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen ließ, um so das Ergebnis seiner Erfahrungen und seiner Experimente in der Naturforschung möglichst eindringlich mitzuteilen. Schiller habe alles aufgenommen und sei mit großer Teilnahme und Fassungskraft gefolgt, als er – Goethe – aber geendet habe, schüttelte Schiller den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, sondern eine Idee.“ Goethe war zunächst verdrießlich über diese Zurecht-

weisung, erkannte aber, daß der Punkt, der beide in der Betrachtungsweise trennte, dadurch aufs strengste bezeichnet sei. Er dämpfte daher seinen Unwillen und sagte, daß es ihm sehr lieb sein könne, daß er Ideen habe, ohne es zu wissen und daß er sie sogar mit Augen sehe. Goethe erkannte, daß Schiller, der sich gerade in die Schriften des großen ostpreußischen Philosophen versenkt hatte, ihm als gebildeter Kantianer erwidert habe, während er als ein hartnäckiger Realist dagegen gerungen habe. Obwohl sich beide für unüberwindlich hielten, wurde darüber die gegenseitige Anziehungskraft größer. Gerade Kants Philosophie, die Goethe wenig schätzte und die einer der Gründe war, warum er Schiller, der sie mit Begeisterung aufnahm, mit Zurückhaltung begegnete, führte sie nun zusammen. Der Dichter und Denker der Deutschen ist nicht nur der Alliteration zuliebe so geworden. Wie die Griechen in Melete, dem Nachdenken und Mneme, dem Gedächtnis, die Mutter der Musen sahen, so war das Wesen des Dichters bei den Deutschen immer sehr im Denken verankert. Und nicht nur bei den Deutschen! Es scheint doch begründet zu sein, wenn Leonardo sagt, daß man es erst im Kopfe haben solle, dann in den Händen. Goethe, dieser anscheinend in dieser Hinsicht so andersartige Dichter, hat einen der hervorragendsten realistischen Maler, Rembrandt, der zugleich einer der bedeutsamsten Künster des Übersinnlichen war, einen großen Denker genannt.

Um was ging es bei diesen Auseinandersetzungen, bei denen sich zunächst herausstellte, daß die Gegensätze so stark waren, daß sie wie entgegengesetzte Pole auseinanderfielen, um sich bald darauf zu gemeinsamer Läuterung zusammenzufinden? Während wir von Schiller schon einen Bericht über diese Begegnung aus dem gleichen Jahre in einem Brief an Körner vom 1. September 1794 besitzen, in dem merkwürdigerweise nicht die Rede ist von der Metamorphose der Pflanzen, kam Goethe erst im Jahre 1817 in einem Aufsatz, der im „Morgenblatt“ unter dem Titel „Glückliches Ereignis“

erschien, darauf zu sprechen. Nach jenem Brief Schillers und einem kürzlich wiederaufgefundenen Aufsatz Goethes, der 1953 im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft in Weimar (S. 143) veröffentlicht wurde, hat es sich in dem Gespräch nach der Sitzung in der Naturforschenden Gesellschaft in Jena in der Tat um das Verhältnis von Natur und Kunst gehandelt. Schiller hat, außer in den Briefen an Goethe, in einer sehr sorgfältigen wissenschaftlichen Abhandlung unter dem Titel „Die Naive und Sentimentalische Dichtung“ (1795–96) von zwei verschiedenen Grundlagen des Schöpfungstums gehandelt, die er in Goethe und an sich selbst erlebt hat. Der naive Dichter entfaltet sich auf Grund des Erlebnisses, der Erfahrung, der Einfühlung in die Natur – naiv kommt von *nativus* – von dem, was an- und eingeboren ist; der sentimentalische Dichter dagegen gestaltet auf der Grundlage der Ideen, die man nur durch das über die Vernunft erreichbare Schauen erschließen kann. Die beiden Grundäußerungen des Menschen, Fühlen und Denken, stehen einander in anscheinend unüberbrückbaren Gegensätzen gegenüber. Schiller rügte an Goethe, daß er in der Welt der Sinne befangen bleibe, Goethe dagegen hielt große Stücke auf seinen Realismus, seine Objektivität, sein unmittelbares Naturgefühl, und Schiller bemängelte an sich selbst die übermäßige Neigung zur Spekulation. Ja, die zeitgenössische Kritik meinte, Schillers Gedichte seien Kantische Ideen zur Karikatur verzerrt. Schiller drückte es in seinem denkwürdigen Brief an Goethe vom 23. August 1794 so aus: „... Mir fehlte das Objekt, der Körper zu mehreren spekulativen Ideen. Sie – Goethe ist gemeint – brachten mich auf die Spur davon ... Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu den verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus

den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen . . . Wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergangen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuition umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.“

Schiller erblickte in Goethe den naiven Dichter, bei dem alles im Naturgefühl, im unmittelbaren Erlebnis wurzelt, bei dem Fühlen und Denken in einem so schönen Gleichgewicht zusammenwirkten, daß die beiden Schalen mit gleichen Gewichten stille ruhn; in sich selbst hat

er den sentimentalischen Dichter erlebt, der alles Erlebnis, alles Gefühl erst dann zu gestalten vermag, nachdem er sie durch das Filter der Vernunft gepreßt hat, um so die zugrunde liegenden Ideen herauszupräparieren.

„Es ist eine ganz andere Operation, das Realistische zu idealisieren als das Ideale zu realisieren. . . Es steht in meinem Vermögen, eine bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellend zu machen, während daß die objektive Bestimmtheit eines solchen Stoffs meine Phantasie zügelt und meiner Willkür widersteht.“

(Fortsetzung im nächsten Heft)

Die Frau, die das Licht bringt

Büste der Florence Nightingale in Kaiserswerth eingeweiht

Die fünf Kaiserswerther Köpfe – die „Jonges“ stifteten die Büste für den Liederdichter und Bekämpfer des Hexenwahns, Friedrich von Spee S. J. – sind jetzt vollzählig. Vor kurzem wurde die letzte Büste für Florence Nightingale eingeweiht. Die Engländer in Düsseldorf haben sie gestiftet. Die Ansprache des englischen Generalkonsuls Franklin bei der Feierstunde lassen wir wegen der Würdigung der großen schöpferischen Persönlichkeit im Wortlaut folgen:

Die englische Gemeinschaft im Rheinland will eine Büste von Florence Nightingale für Ihren schönen Park in Kaiserswerth an die Stadt Düsseldorf übergeben. Diese Schenkung soll an die engen Bindungen von Florence Nightingale an Kaiserswerth, ganz besonders an die von Pastor Fliedner gegründete Diakonissenanstalt erinnern. Florence Nightingale

war die Wegbereiterin der modernen Krankenpflege. In der Bundesrepublik arbeiten heute wohl mehrere Millionen Frauen. Das wird jetzt alles als ganz selbstverständlich empfunden. Vor hundert Jahren, da Florence Nightingale in Kaiserswerth mitgearbeitet hatte, war das alles noch ganz anders. Sie hat sich nicht nur für die Krankenpflege eingesetzt, sondern auch für die Stellung der Frau als gleichberechtigte, schaffende Kraft im täglichen Leben.

Florence Nightingale besuchte Kaiserswerth zweimal. Das erste Mal kam sie, um eine neuartige Schule aufzusuchen, in der Frauen zu Krankenpflegerinnen ausgebildet wurden – Frauen, die in der Betreuung von Kranken nicht nur eine Beschäftigung fanden, sondern eine christliche Pflicht, eine ganz persönliche Aufgabe. Zwischen den Krankenpflegerinnen und den leidenden Patienten wurde ein bisher

völlig unbekanntes menschliches Verhältnis eingeschaltet. Es war im Grunde genommen das Bedürfnis, den Mitleidenden mit allen Kräften seelisch, praktisch und hygienisch Hilfe zu leisten. Zu dieser Zeit, da Florence Nightingale in Kaiserswerth war, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, gab es so etwas überhaupt noch nicht in den Krankenhäusern Europas. Es herrschte noch absolute Unkenntnis über elementare Begriffe von Sauberkeit und Hygiene. Es konnte keine anständige Frau in einem Krankenhaus arbeiten und als Krankenpflegerin tätig sein.

Florence Nightingale hatte von dieser Arbeit ganz andere Vorstellungen. Sie sah, daß es nicht so weitergehen dürfte und setzte Himmel und Erde in Bewegung, um diese Zustände zu ändern. Es war nicht leicht für sie. Tun wir einen kurzen Blick auf ihr Leben. Sie wurde 1820 als Kind einer wohlhabenden Familie geboren. Ihre Familie hätte es viel lieber gesehen, wenn sie sich um all diese Dinge nicht gekümmert hätte. Krankenpflege, Krankenhäuser, Pflicht und Sozialarbeit, das waren doch keine Aufgaben für eine Frau, so meinte man wenigstens. Allein Florence Nightingale konnte sich nicht in ein nichtssagendes, elegantes Leben des Müßiggängers einfügen. Sie war nervös, erbittert, unglücklich und unzufrieden. Sie wollte etwas mehr aus ihrem Leben machen. Trotz ihrer Familie und den engen Begriffen der Zeitgenossen hat sie das dann auch fertiggebracht. Indem ihr das gelang, erweiterte sie nicht nur den Horizont der Frauen im Leben, sondern trug auch die moderne Auffassung der Medizin in die Pflege, in die Krankenhäuser, ins Leben. Ihre Besuche in Kaiserswerth waren für sie nicht nur ein Anfang, sondern auch der Wendepunkt ihres Lebens.

20 Monate nach ihrem zweiten Besuch eröffnete sie in Harley Street in London ihr eigenes Pflegehaus. Im nächsten Jahr, das ist 1854, brach der Krimkrieg aus. Sie reiste mit einer kleinen Gruppe von Helferinnen in die Krim, um dort als Volontärin Verwundete zu pflegen.

In den Militär-Lazaretten fand sie ein völliges Chaos vor. Tausende von Soldaten starben dahin aus Mangel an Pflege. Es fehlte buchstäblich an allem. Trotz größter Schwierigkeiten, trotz Mangel an Interesse und sogar gegen die Opposition mancher amtlicher Stelle ging Florence Nightingale unbeirrt an die Arbeit. Die Soldaten schauten zu ihr auf wie zu einem Engel. Zu dieser Zeit nannte man sie zuerst „The Lady with the Lamp“, das heißt: „Die Frau, die das Licht bringt“. Später wurde ihre Arbeit in England anerkannt. Ein Nightingale-Fonds wurde geschaffen. Florence Nightingale widmete 50 000 Pfund Sterling dieses Fonds für eine Ausbildungsschule für Krankenpflegerinnen im St.-Thomas-Hospital. Inzwischen breiteten sich ihre Ideen in allen Teilen der Welt aus. Ihre Arbeit wurde in Amerika sowie auch im Osten, besonders in Indien, anerkannt.

Für alle in England, und da, wo englisch gesprochen wird, ist ihr Name ein Begriff. Er bedeutet: die ehrenvolle, selbstlose Arbeit der Frau im Krankenwesen. Sie war eine schöpferische Gestalt, die über die Grenzen ihres eigenen Landes und über die Grenzen ihres viktorianischen Zeitalters hinaustrat. In diesem Sinne war Florence Nightingale, und dies sollte immer wieder betont werden, nicht nur für das Krankenwesen, sondern auch für die Idee der Frau als unabhängig tragende Kraft im modernen Leben mit den Größten zu vergleichen. Mit Goethe, der auch im Begriff „Mehr Licht“ das Wesentliche im Leben sah. Mit Henri Dunant, der vor genau 100 Jahren das Internationale Rote Kreuz gründete, und unter den Mitleidenden mit Albert Schweitzer.

Möge diese Florence-Nightingale-Büste und ihre Übergabe an die Stadt Düsseldorf als Symbol für das Interesse der englischen Gemeinde im Rheinland am Wiederaufbau und an der Stärkung der wahren kulturellen und menschlichen Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern hier im schönen Kaiserswerth am Rhein dienen und gedeihen.

Düsseldorfer von Herz und Geburt

Unzeitgemäß gründlich gebildet — Porträt eines Sechzigjährigen

Es sind nur drei Gedichtbände, die ohne ihn nicht denkbar sind. Schon deren Titel und jeweiliges Erscheinungsjahr geben zu verstehen, was ihn und wann es ihn bewogen hat, hervorzutreten, um einem erlebten Leben im gesteigerten Wort Stimme zu verleihen: in „Hiob“ 1924 (hinter dem die erlittene Erfahrung einer gesellschaftlichen Weltveränderung steht) und in „Ruhrstädte“ 1928 (da die vergrößerte Energieleistung der industriellen Gesellschaft eine wirtschaftliche Weltverwandlung bedingt) und in „Stimme des Rheins“ (angesichts der Notwendigkeit der Wiederherstellung des unterbrochenen geistigen Weltkontakts).

In diesen seinen Gedichtbüchern hat er das Schicksalhafte der rheinisch-westfälischen Lebensregion in großen Linien und balladesken Gesichten ausgedeutet. Dieser Düsseldorfer von Geburt wurde am 13. Okt. 60 Jahre alt. Freilich, dichterisches Werk (das sagt er selber) benötigt keinen großen Umfang; es ist gleichsam die Fontäne des Lebens oder dessen unter hohem Druck sich bildende Kristalle. Doch ist „Sprache der Akt der Verwandlung der Welt in Gedanken“ nach Wilhelm v. Humboldt – und solchen Akt vollzieht dieser Düsseldorfer immerdar. Und auch heutzutage noch, da er die Düsseldorfer Zeitschriften mit seinen lokalen und regionalen Erinnerungen und Erlebnissen füllt.

Vor zehn Jahren stand einmal über ihn zu lesen, er sei ein „unzeitgemäß gründlich gebildeter“ Mensch. So bezeichnend auch diese Note ist, sie beruht keineswegs ausschließlich auf Schulbildung. Vielmehr ist es das typisch rheinische Ingenium in ihm: die ursprüngliche Neigung und Aufgeschlossenheit für ein universales Wissen, verbunden mit der persönlichen Fähigkeit zu einer verständnisvollen Zusammenschau der Wirklichkeit. Wer ihn etwas näher kennt, der wird wissen, daß aus seinem Studio im Kellergewölbe, der 15 000 Bände seiner Hausbücherei, noch so manches zu erwarten ist, insgesamt ein Lebenswerk, das durch seinen humanistischen Geist die innige Verbundenheit von Heimat und Welt als rheinisches Wesensmerkmal bezeugt.

Dieses Lebenswerk ist (kein Wunder, denn er entstammt einer Düsseldorfer Architektenfamilie) wie eine reiche Architektur zu sehen und zu verstehen. Selbst im Gespräch mit ihm, in seinem Satzbau, in dem geordneten Zueinander einer Darstellung, entsteht der Eindruck, daß da Keller, Geschosse und Giebel wie Dach vorhanden sind. Und zwar aus einem Kulturbewußtsein heraus gedacht, aus einem Willen zur Formung. Stellt er einen kulturgeschichtlichen Vorgang dar, etwa in der rheinischen Stromlandschaft, so wie er einmal in Rüdesheim anlässlich der Verleihung des Preises der

Goldenen Traube über den Rheingau die Festrede hielt, verwendet er gern den Begriff der „Herzkammer“. Auch in seinen Aufsätzen über die Gewordenheit Düsseldorfs ist seine Neigung zum baulichen Element spürbar; noch im vergangenen Frühjahr hielt er in der Kunstakademie, zum 175. Geburtstag des Peter Cornelius, einen Vortrag, in dem sich das Zeitliche und Persönliche zu einem Lebensbau aus grandios getürmten Quadern des Wissens vereinte.

Dabei ist dieser „unzeitgemäß gründlich gebildete“ Düsseldorfer ein Praktiker, der auch ein Büchergestell sachgerecht zusammennageln



Walter Kordt

kann und gegebenenfalls dem Handwerker etwas vormacht; und das hat freilich seinen Grund. Denn die Schriftstellerei ist nicht allein sein Metier. Bereits in seinen Studentenjahren, 1922, war er dramaturgischer Mitarbeiter Louise Dumonts am Düsseldorfer Schauspielhaus. 16 Jahre lang war er an deutschen Büh-

nen tätig, mehr als hundert Dramen hat er inszeniert, hat lange Jahre auch Theaterkritik von Berlin aus geschrieben. Zuvor schloß er sein germanistisches Studium ab, das ihn in Köln und München sah, in München mit Bert Brecht im Seminar Kutschers. Drei Jahre brachte er auch in Filmateliers zu; Ruth Leuwerik war seine Schülerin. Aber für einen „unzeitgemäß gründlich gebildeten“ Doktor ist solch ein Handwerk auf die Dauer nichts.

Im Grunde fasziniert ihn nur beschriebenes Papier. Sein literarischer Spürsinn dafür kann geradezu verblüffend genannt werden; die Antiquare verdienen natürlich daran, wenn er auftaucht. Die Stadt Düsseldorf selbst verdankt ihm darin viel. In dem Buch „Düsseldorf, Impressionen und Profile“ (Peters-Verlag, Honnef) stammen viele Beiträge von ihm. Als einer der letzten Überlebenden des im Jahre 1934 sich auflösenden „Bundes rheinischer Dichter“ ist er auch am Zustandekommen eines Rheinischen Kulturarchivs, das den Nachlaß rheinischer Dichter sichtet und sammelt, beteiligt.

Ein von reichen Erfahrungen und geistigen Entdeckungen ausgefülltes Sein breitet sich an seinem 60. Geburtstag vor aller Augen aus. Leben und Wirken sind in seiner Persönlichkeit eine Einheit, und doch steht er, der tiefer Wissende, zuweilen in einer Abwehr vor der Welt, die er befahren und erfahren hat. Seine Vaterstadt ist stets sein Hafen gewesen, auch jetzt wieder, da sein Lebensabend anbricht, er hat sich ein Haus in Lohausen gebaut, eine Idylle, die er mit Anneliese, seiner treuen Gefährtin, teilt. Er trägt den Namen: Walter Kordt. Es ist der Name eines echten Düsseldorfers.

Josef Hüsch

Die letzte Seite

Düsseldorfer Platt

Herbstanfang

Wenn em Herbst et Möhleböschke
Sech zom Wenterschloop dät läje,
Wor op Wies, op Boem on Strücher
So e wunderlich Bewäje.
Letzte Sommerfäde hinge
Hoch em Rotdorn on Holunder,
On de rode Harebutte
Jlänzten wie e Sommerwunder.

Haselnöß on Brombeerstrücher
Finge langsam aan zö riepe,
Morjens wor d'r eschte Nebel
Räjenass em Wald am siepe.
Zwesche Köhl on Zuckerröbe
Hase on Karnickel spronge,
Lerche, Kuckuck, Nachtijalle
Hand schonn lang nit mieh jesonge.

Wat e Zwitsch're, wat e Schirpe
Zwesche Strücher, en de Hecke.
Ove hoch em Birkeboemke
Wor en Amsel sech am necke
Met en Mösch – die wor am schilpe,
On sie konnt et nit bejriepe
Dat die ang're och hand Honger
On dröm jähn noh Fleje jriepe.

Auerhahn on Schneppe on Wachtel
Floore en de Stoppelfelder,
Langsam strech d'r Wend us Oste
On et wood allmählich kälde.
Koom d'r Föschter dann me'm Waldi
Über Feld on Flur jejange,
Qualmte dä sieh Jäjerpiefke
On dät als de Büchse spanne.

Mümmelmann, et duhrt nit lange
Best vör Angst du janze von Senne,
Denn mäckt Piff on Paff de Flinte
Moß du öm die Läve renne.

Has höpp, höpp – so schreie Driever
Über Wiese, Stoppelfelder – –
On am donkle Ovendhimmel
Krächze Rave oem de Wälder!

Benedikt Kippes

Zum 80. Geburtstag von Hubert Ritzenhofen

Hubäät, se hant üvver dich jesagt,
Do hätt's en din Kuns kinne Fortschritt jemaht.
Do wörs leider et janze Läwe
Immer derselve gebläwe.
Lot se kohle!

Et sinn er, die hant sich, wie mer süht,
Met jeder Moderichtung jedrieht.
Noh dem eeschde Krieg: wüst. Dat wor Expression.
Doch da kohm dä Adolf, kickste, un schon
Wor dat artfremd. Se fingen ahn, sachlich zo schmiere,
En Venus, genau, wie beim Fottejrafiere.
Un wenn so'n nackt Minsch all sin Höörkes zeigt,
Do wor der Jipfel der Kuns erreicht.
Lot se mole!

Dann fiele de Bombe. Et wor zum Flenne,
Welt un Minsche nit mieh zom widderkenne,
Un prompt fing mäncheine Malersmann
Surrealistisch zo pinselen an.
Un konnt kinne Minsch dat Jemolte verstonn,
Dann wor dat eesch Kuns. Kenger, loss jonn!
Zojewäwe: et sinner, die k ü n n e so mole.
Doch m'r hädd ooch, die flunkere.
Blivvt mich jestohle!

Veermol wähssele em Stil, eemol hüh, eemol hott.
Do denk sich dä Hubäät: „Jangk mich fott,
Do jläuv ech nit draan. Do stemmb wat nit.
On wenn't Portmanneh och de Kränke kritt:
Ech mol, wat ech senn, ech well kinne verkohle.
Losst mech mole!

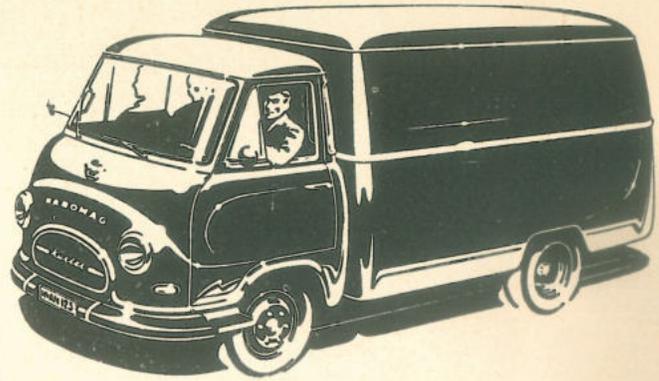
Zips

Der neue HANOMAG-Kurier

1.75/1.98 to

Ohne Übertreibung:

ein Nutzfahrzeug neuer Prägung
mit PKW-Komfort und PKW-Eigenschaften



HANOMAG - TEMPO
Großhändler

A. Stapelmann

Düsseldorf, Grafenberger Allee 277
Ruf 65151/53

Autohilfe
Abschleppdienst



Ruf 7 00 00
Tag und Nacht

Willi Bender Düsseldorf, Gerresheimer Straße 135

über 25 Jahre

Schrauben · Drehteile
Werkzeuge · Werkzeugmaschinen

sofort ab Lager oder aus laufender Fabrikation lieferbar
Sonderanfertigung nach Muster oder Zeichnung

Friedrich A. Schneider · Düsseldorf
Worringer Straße 70 · Tel. - Sa. - Nr. 100 48

WIE IM FLUGE

8 kg

feucht DM 3,20
trocken DM 4,20
gemangelt . . . DM 6,50

DER
WÄSCHESACK
VON
LANGGUTH

DUSSELDORF
Münsterstraße 104 · Tel. 441916

Zeitschriften
Broschüren, Kataloge
Geschäfts- und
Werbe-Drucksachen

Trittsch-Druck
Jahnstraße 36 - Ruf 15401

Düsseldorfer Heimatfreunde kaufen nur bei den anzeigenden Firmen!



Brauereiausschank Schlösser

PÄCHTER
HERMANN SCHUTZDELLER

DÜSSELDORF · ALTSTADT 5 · FERNSPRECHER 2 59 83

Gemütliche historische Gaststätte
Sehenswerte Altstädter Bierstuben



Schlösser's oberg. Lagerbier Schwabenbräu
Pilsener

VEREINSHEIM DER „DÜSSELDORFER JONGES“

Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ im Monat November 1959

Vereinsheim „Brauereiausschank Schlösser — Altstadt“

Dienstag, 3. November:

Zur Feier des 200. Geburtstages von Friedrich von Schiller am
10. November 1959 – 1759 bis 1959 – spricht Oberstudiendirek-
tor a. D. Dr. Heinz Stolz über:

„Schiller und Düsseldorf“

Dienstag, 10. November:

„Laßt uns froh und munter sein“

Wir feiern unser altes, liebes Martinsfest!

UBER
60
JAHRE



PETER HOMMERICH

vorm. Gabriel Hommerich

Sanitäre Anlagen, Zentralheizungen
Ölfeuerungsanlagen

seit 1898

ADERSSTRASSE 89

Ruf 1 88 93

Rheinterrasse

Das Haus der Tagungen, Kongresse
und gesellschaftlichen Veranstaltungen

Unser RESTAURANT mit seinen vorzüglichen Leistungen
der Küche wie Konditorei auch im Winter geöffnet
RHEINGOLDSAAL Jeden Sonntag der beliebte

Tanz-Tee

MOPEDS - FAHRRÄDER
Ersatzteile - Zubehör - Reparaturen

Wehrhahn **Schaaf** Am Wehrhahn Telefon
65 hat alles für Ihr Fahrrad 24348

Unser eigenes Kreditsystem macht Ihnen den Kauf leicht



FOTO-SÖHN

Fotospezialgeschäft mit
Fotoerfahrung seit 1892
FLINGERSTRASSE 20
NAHE RATHAUS

Düsseldorfer Heimatfreunde kaufen nur bei den anzeigenden Firmen!



KOHLN · HEIZÖL WEILINGHAUS

DÜSSELDORF · WORRINGER STR. 50 · RUF 216 52/23885

Dienstag, 17. November:

Händel-Feier

anlässlich des 200. Todestages von Georg Friedrich Händel – gestorben am 14. April 1759.

Ausgeführt durch Schulchor und Schulorchester des Geschwister-Scholl-Gymnasiums. Solist: Michael Landmesser (Flöte). Leitung: Studienrat Jos. Drissen.

Die Gesamt-Ausrichtung des feierlichen Abends hat freundlicherweise die Tisch-Gemeinschaft „de Geesserjones“ übernommen.

Dienstag, 24. November:

Ehren-Abend

Verleihung der Großen Goldenen Jan-Wellem-Medaille an den Direktor der Chirurgischen Klinik der Städtischen Kranken-Anstalten,

Professor Dr. Ernst Derra

Die festliche Rede hält Herr Prorektor Professor Dr. Panse, für die „Düsseldorfer Jonges“ spricht Herr Bürgermeister Dr. Fritz Vomfelde

Dienstag, 1. Dezember:

100. Todestag von Alfred Rethel

Akademieprofessor Dr. H. J. Schmidt spricht über den bedeutenden Maler Düsseldorfs.



BRAUEREI „Im Goldenen Ring“

Wwe. Richard Kampes
DÜSSELDORF · BURGPLATZ 21-22
direkt am alten Schloßturn

Straßenbahnlinien
3, 18, 23

Ruf 173 74

2 BUNDESKEGELBAHNEN

immer wieder



Peek & Cloppenburg

Ihr Fachgeschäft für Herren-, Damen- und Kinderkleidung
Düsseldorf, Schadowstr. 31-33 – ein Katzensprung von der „KO“

Düsseldorfer Heimatfreunde kaufen nur bei den anzeigenden Firmen!



SPATEN-KAFFEE

Die Qualitätsmarke

hat ihm die Würde eines Ehrenpräsidenten verliehen. Über all dem dürfen wir aber nicht die erfolgreiche berufliche Laufbahn Pitter Bovés vergessen, seine Verdienste um die Wiedegründung des „Verbandes der Schilder- und Lichtreklame-Hersteller Deutschlands“, dessen zweiter Vorsitzender und Geschäftsführer er heute noch ist, um seine Innung, deren Obermeister er

zehn Jahre war, seine Tätigkeit als vereidigter Sachverständiger. Zu keinem aller dieser Ämter hat er sich gedrängt, immer rief man nach ihm, weil der fidele und umsichtige Pitter der Mann war, den man brauchte. Wir gratulieren den „Alde“ zu ihrem Baas und freuen uns, daß wir ihn auch zu den Unsrigen zählen dürfen. Ad multos annos, lieber Pitter!



Altbekannt
in Stadt und Land,
tausendfältig
gern genannt:

BRAUEREI „ZUM SCHLÜSSEL“

die Gaststätte mit dem leckeren

„Gatzweiler's Alt“

aus eigener Hausbrauerei

In Flaschen überall erhältlich



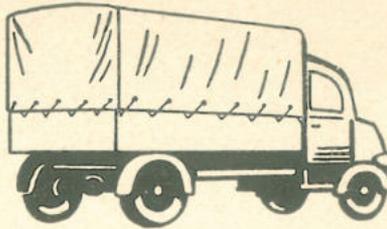
Düsseldorfer Heimatfreunde kaufen nur bei den anzeigenden Firmen!

FRANZ BUSCH

Inhaber A. de Giorgi

DÜSSELDORF

Kaiserstraße 28 a — Fernsprecher 44 63 16



Zelte-,
Decken-
und
Markisenfabrik

Der älteste „Düsseldorfer Jong“

„Schang“ Kels 95 Jahre alt — 80jähriges Berufsjubiläum

Jean Kels wurde 95 Jahre alt. Für den, der Düsseldorf kennt, erübrigte sich jede weitere Zeile über den „Schang“. Denn sein Leben und Wirken in unserer Vaterstadt ist ein Stück Düsseldorfer Geschichte.

1864 erblickte er auf der Kasernenstraße, genau gegenüber der Hauptwache, das Licht der Welt. Was hat Jean Kels seit dieser Zeit nicht alles miterlebt? Er erinnert sich noch gut an den Theaterbesuch im alten Theater am Rathausplatz, er hat den Schloßbrand am Burgplatz miterlebt, er weiß noch von den Überschwemmungen in

der Altstadt zu berichten und hat als kleiner Junge am Straßenrand gestanden, als 1871 die siegreichen Truppen nach Düsseldorf zurückkehrten. Man kann schon sagen: Jean Kels ist eine lebendig sprudelnde Chronik der letzten hundert Jahre.

Mit seinem Geburtstag verbindet „d'r Schang“ sein 80jähriges Berufsjubiläum. 1884 übernahm er nach der Lehre von seinem Vater das Installationsgeschäft und begann sogleich „für Düsseldorf zu wirken“. Jean Kels' Anteil an hygienischen Verbesserungen in unserer Stadt

Probst

Porzellan - Kristalle - Glas - Bestecke - Geschenkartikel

Elisabethstraße 32 DÜSSELDORF Telefon 261 72

Für Festlichkeiten empfehle ich meine Leihabteilung in
Glas, Porzellan und Bestecken

Seit über 100 Jahren

W. & J. SINZIG

Werkstätten für handwerksgerechte

SCHREINERARBEITEN

Düsseldorf-Hamm · Blasiusstr. 49-51 Ruf 24373

50 JAHRE IN DER ALTSTADT

KARL  Breitenbach

UHRMACHERMEISTER
UHREN · SCHMUCK

FLINGERSTRASSE 58/60 · TELEFON 13175

GILDE VERSICHERUNG

HAUPTVERWALTUNG
DÜSSELDORF

Graf-Recke-Straße 82 · Ruf 62 62 73



Alters- und Familienversorgung mit
wahlweiser Kapital- oder
Rentenzahlung

Lebensversicherung

Krankheitskostenversicherung
Krankenhauskostenversicherung
Krankenhaustagegeldversicherung

Fordern Sie unverbindliche Beratung durch unsere Fachkräfte.

Düsseldorfer Heimatfreunde kaufen nur bei den anzeigenden Firmen!

Der altbekannte Brauerei-Ausschank

„Zum Uerige“ und „Neweaan“

in der Düsseldorfer Altstadt, Ecke Berger- und Rheinstraße

bietet

„e lecker Dröppke“

aus eigener Brauerei

Seit über 50 Jahren

Konditorei - Café - Betriebe

Otto Pittner

Stammhaus: Kasernenstraße 10-14

Königsallee 44

Brehmstraße 1 - am Zoo

Pavillion am Staufensplatz

Kaiserswerther Straße 411

Sammel-Nr. 80421

Anerkannt zuverlässiger Versand von
Weihnachtspaketen in alle Welt

Bitte illustrierte Preisliste anfordern

ist nicht unbedeutend. Er ist der Gründer der Klempner- und Installateur-Innung und war ihr langjähriger Obermeister. Heute noch ist er ihr Ehrenmitglied.

Doch Jean Kels' nebenberufliche Tätigkeit und Erfolge sind mindestens ebenso wichtig wie seine hauptberuflichen. Er ist der älteste „Düsseldorfer Jong“. Mit Stolz trägt er die goldene Ehrennadel und zeigt die Jan-Wellem-Plakette, die ihm durch den Heimatverein der „Düsseldorfer Jonges“ verliehen wurde. 70 Jahre ist er Mitglied des Vereins „Garde“, davon 30 Jahre als Präsident und 30 Jahre als Ehrenpräsident. Aus dieser Zeit weiß er noch zu berichten, wie in der Tonhalle und in den Zoosälen glänzende Feste gefeiert wurden, oder wie ihm der Kronprinz 1908 bei der großen Parade am Ratering Tor die Fahنشleife überreichte.

Jean Kels wäre kein richtiger Düsseldorfer, wäre er nicht auch ein richtiger Karnevalsjeck. In den neunziger Jahren war er Präsident und Pritschenführer des Karnevalsvereins „Lange Jonges“. So ganz nebenbei war „d'r Schang“ bis zu seinem 90. Lebensjahr noch ein eifriger Kegler im Kegelklub „Tringke“. Wenn es auch heute nicht mehr so gut geht, vor allem wegen der Augen, so ist „d'r Schang“ doch noch munter dabei, und das Pfeifchen sowie ein Schnaps dürfen nicht fehlen.

Bastelmaterial



von A-Z

Akkumulatoren · Aluminiumblech · Balsaholz · Batterien · Buchenstäbe · Baupläne · Celluloid · Dieselmotoren · Drillbohrer · Drehbänke · Elektromotoren · Feilen · Fernsteuerungen · Flugmodelle · Glühkerzen · Gummischnur · Handbohrmaschinen · Hochstartschur · Injektionsnadeln · Japanseide · Klebstoffe · Kiefernleisten · Kraftstoff · Lacke · Laubsägen · Messingblech u. Draht · Motoren · Niete · Nylon-Luftschrauben · Osen-schrauben · Pappmesser · Pinsel · Quicky- und Quirl-Modelle · Räder · Rudermaschinen · Spannlack · Sperrholz · Schiffsmodelle · Schiffsschrauben · Zubehör · Stahlrohr · Steuergriße · Takelgarn · Tonkinrohr · Trichter · U-Boot-Modelle · Überzugslack · Verkleidungsspinner · Werkzeuge · Wurfgleiter · Yeoman-Modelle · Zeitschalter · Zündkerzen · Zwingen

Sämtliche Maschinen für Heimwerker, unter anderen die Fabrikate Bosch und Wolf.

STRASMANN

Düsseldorf, Klosterstr. 35 · Fernruf 80033



*Schärfer sehen
Wesche gehen!*

Friedrichstr. 59, Ecke Herzogstraße
Collenbachstraße 1, am Dreieck
Sa.-Ruf 241 69

Herriger-Weine

ein Begriff für Qualität und Preiswürdigkeit

Franz Herriger

Weinkellerei · Weinimport
Markenspirituosen-Großhandel

Düsseldorf, Adersstraße 72
Dhron · Klüsserath/Mosel

Düsseldorfer Heimatfreunde kaufen nur bei den anzeigenden Firmen!

heli KRAWATTE **DUSSELDORF**
 Johannes Müller Friedrichstraße 30 Ecke Herzogsstraße
 Graf-Adolf-Platz 13 Ecke Königsallee
 Friedrichstraße 36 · Telefon 284 83
DER HERRENAUSSTATTER

J. & C. FLAMM
 EISENGROSSHANDLUNG
 DUSSELDORF

Spezialität:
 Formeisen
 Breitflanschträger

Büro und Lager: Mindener Straße 36
 Bahngelände Lierenfeld · Ruf 7 2596/97

Muggels Schelmenstreiche:

Der Hund im Rucksack

Der Muggel war in die „Schwarzen Berge“ gezogen. Endgültig. Das Jagen war dort nicht so schwer. Das Treffen schon eher. Aber man kann selbst dann nicht alles Wildbret allein essen. Man muß schon Abnehmer in der Stadt haben. Aber vor den Toren der Stadt standen die Douaners, die Zollbeamten. Ihrer scharfen Kontrolle entging so leicht nichts. Aber der Muggel wußte sich Rat. Er war doch am Rhein geboren.

Eines Morgens kam er mit einem Rucksack am Tor an. Er war prall gefüllt. Die Douaners hielten den Muggel natürlich sofort an. „Aufmachen den Rucksack. Was ist drin?“ „Nur ein Hund“, sagte der Muggel treuherzig. „Los, los, aufschnüren“, drängten die Zöllner. „Das Tier geht mir laufen“, wehrte sich der Muggel. Aber schon hatten geübte Hände schnell den Rucksack geöffnet. Und wirklich – was man nicht erwartet hatte – mit wütendem und zugleich fröhlichem Gekläff sprang ein Hund aus dem Rucksack und suchte sogleich das freie Feld vor der Stadt. „Da, da“, schrie der Muggel wie verzweifelt,

„ich hab et doch gesagt, et ist ein Hund. Jetzt hab ich dat Elend und kann ihn mir von neuem einfangen.“ Damit raste der Muggel hinter dem Hund her.

Nach einer Stunde kam er wieder ans Tor. Wieder trug er seinen Rucksack prall gefüllt. „Hast Du ihn wieder, den Köter“, riefen die Zollbeamten lachend. „Wollt ihr ihn am Ende nochmals springen lassen?“, erwiderte der Muggel. „Passez, passez“, winkten nur die Zollbeamten.

Der Muggel wollte schon dankend an ihnen vorüber, da kniff einer der Zöllner noch eben schnell in den Rucksack. Aber es fühlte sich drinnen tatsächlich wie Fleisch an. Der Muggel konnte endgültig passieren.

Freundlich nickend ging der Muggel durch die Sperre, griff mit der Hand nach hinten und tätschelte liebevoll seinen Rucksack wie zur Beruhigung.

In dem sich diesmal natürlich kein Hund, sondern ein Rehbock befand

Gerhard Lavalle

Verglasungen · Glasveredlung und Spiegel

DUSSELDORF

Behrenstr. 6 · Telefon 73987

Oberg. Brauerei „Zur Sonne“
 FLINGERSTRASSE 9

Das edelgehopfte oberg. Bier eigener Herstellung
 Die bekannt gute Küche



Obergärige
 Brauerei

Im
Fuchschen

Inh. Peter König

Selbstgebrautes Obergäriges Lagerbier vom Faß
 Spezialitäten aus eigener Schlachtung
Düsseldorf · Ratinger Straße 28/30

„Knäpper-Brot“

seit 50 Jahren

Knäpper-Brotfabrik K. G.

Düsseldorf

Neußer Straße 39 Fernruf 29529

Düsseldorfer Heimatfreunde kaufen nur bei den anzeigenden Firmen!

BENRATHER HOF

TONI RUDOLPH & SOHN

KÖNIGSALLEE · RUF 21618

Groß-Ausschank der Brauerei

Dieterich Hoefel

Solide Preise · Eigene Schlachtung · Eigene Metzgerei

Das Geweih

Der Muggel hatte eine neue Idee, die Douaniers an der Nase herumzuführen. Schon am frühen Morgen kam er heute ans Stadttor. Den gewohnten Rucksack auf dem Rücken. Aus ihm lugte ein kräftiges Geweih hervor.

Von den Zollbeamten wurde er mit lautem Hallo begrüßt. „Her mit dem Reh“, hielten sie ihn lachend an. „Wat für ein Reh?“, fragte der Muggel harmlos zurück. „Also los schon“, drängten die Zöllner, „den Rucksack auf“.

„Wieso“, meinte der Muggel trocken, „seit wann ist denn ein Geweih, ein abgeworfenes Geweih, zu verzollen?“ „Das Geweih nicht“, kam die Antwort, „aber das daranhängende Reh“. „Da“, sagte der Muggel etwas gekränkt, „wenn ihr et partu nicht glauben wollt, es ist ein Geweih, sonst nichts“. Damit nahm der Muggel den Rucksack herunter und stellte ihn vor die Zöllner hin.

Ein Beamter griff hinein und zog ein Geweih heraus. Tatsächlich, es hing kein Hirsch daran. „Und wo habt Ihr dat Geweih so her?“, erkundigten sich die Zöllner lauernd. „Mein Gott“, sagte der Muggel belehrend, „gefunden, im Busch. Sowat werfen die Tiere manchmal

schon ab. Die sind doch nicht so knauserig wie die Menschen.“

Damit stopfte er das Geweih wütend wieder in seinen Rucksack hinein. Dabei brach eine Geweihzacke ab. „Da ham'mert“, schimpfte jetzt der Muggel los. „Dat kommt nur von Eurer verdammten Mißtrauerei. So kann ich dat Geweih nicht verkaufen. Jetzt kann ich es erst zu Haus wieder anleimen.“ Damit ging er wütend ab, wieder seinen „Schwarzen Bergen“ zu.

Erst am Nachmittag kam der Muggel wieder ans Stadttor. Wiederum trug er den Rucksack, aus dem das Geweih herausragte. Die vergipste Stelle war deutlich zu sehen. „Soll ich mir noch eine Stange abbrechen“, fragte der Muggel, noch immer gereizt und wütend. „Diesmal vielleicht von der anderen Seite, damit et wat symmetrisch aussieht?“

Die Zollbeamten winkten ab. Der Muggel passierte das Tor. Aus dem Rucksack wippte das Geweih ganz wie am Morgen. Nur, daß diesmal unter dem Geweih tatsächlich ein Rehbock hing...

Erich Meyer-Düwerth

J. WILLEMS & CO.
Eisengroßhandlung
Düsseldorf-Oberkassel
Fernruf 54061-69 · Fernschreiber 0858 1884

GARTENBAU *Reisinger*
Inh. Fritz Heise
DUSSELDORF, Ziegelstr. 51 a, Tel. 4226 35

Wenn schenken, an Brauns denken
Ein Brauns-Geschenk mit der besonderen Note
in Glas, Porzellan, Metall, Kunstgewerbe

China-, Japan-,
Indien-Importe

Rudi Brauns

Graf-Adolf-Str. 89, Tel. 189 37
jetzt auch Bismarckstraße 27



Böhmer
SCHUHE *modernisch richtig*

Düsseldorfer Heimatfreunde kaufen nur bei den anzeigenden Firmen!